



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Erinnerungen an Wilhelm von Kaulbach und sein Haus**

**Kaulbach, Wilhelm von**

**München, 1921**

Mein Elternhaus

**urn:nbn:de:hbz:466:1-43248**

Mein Elternhaus



## Zum Geleit

Ein Kritiker sagte einmal irgendwo von einem neuerschienenen Buche: „Hätte der Verfasser all die vielen Ich weggelassen, dann wären von dem dicken Band nur wenig Blätter übriggeblieben“. Dies harte Wort trifft auch mein Ich aufs tiefste. Und doch, wie könnte ich von meiner Kindheit plaudern — sofern es überhaupt nötig ist —, ohne mich zu nennen; und sollte ich mich nicht als Mittlerin fühlen dürfen, wenn ich von meinem Elternhaus erzählen will? Ist doch mein Vater in seinem Heim unmöglich ohne seine Kinder zu denken, ohne mich, die Spätgeborene. Und wer mich recht versteht, wird bald begreifen, daß diese flüchtigen Skizzen nichts anderes sind und nichts anderes sein wollen als ein Hintergrund für das Bild meiner Eltern. Ob er schlecht oder gut gewählt, gilt mir gleich; jedenfalls ist er wahr, und ohne Hintergrund gibt es nun einmal kein richtiges Bild.

Wer aber biographische Kuriositäten, historisch-kritische Orientierungen über Kunst und Künstler des 19. Jahrhunderts in diesen anspruchlosen Zeilen sucht, wird sich enttäuscht finden, denn sie wollen nichts anderes bieten als harmlose kleine Episoden, einfache Lebensbilder aus dem Kaulbach-Hause und der Altmünchener Zeit, nichts anderes als einen kleinen bunten Strauß, gepflückt aus dem Garten der Erinnerung, aus dem Garten meiner Kindheit. Es sind

lose, ungeordnete Blätter, die ich, dem Drängen treuer Freunde folgend, aus den Tiefen meines Schreibtisches hervorholte, und die, auf daß sie nicht verweht würden, festen Halt bekommen durch — den Kleister des Buchbinders.

Bevor ich jedoch dies Buch in die Welt schicke, möchte ich noch meiner treuen Helfer gedenken. Unter anderen Dr. H. Scholz, der mir freundlichst zur Seite ging und Müh' und Arbeit hatte. Beim zweiten Teil des Buches, dem Briefwechsel, lieh mir schon vor mehreren Jahren mein alter, lieber Freund, Oberstleutnant Brig Förster, seine unschätzbare Hilfe, indem er sich dem Ordnen und der Durchsicht des großen Materials annahm. Die Bilder und Skizzen sind alle aus persönlichem Besitz und wurden aus Skizzenbüchern zusammengetragen. Die kleinen Bignetten sind in Originalgröße wiedergegeben.

Glückt es mir, dem oder jenem mit meinen Erzählungen aus sonniger Zeit in diesen Tagen schwerer Not eine frohe Stunde zu bereiten, so weiß ich mich reich belohnt, und doppelten Dank will ich spenden — dem Elternhaus.

München, September 1917.

Josefa Dürck-Kaulbach

\*

### Zur zweiten Auflage

Die Anordnung dieser zweiten Auflage ist nahezu unverändert geblieben. Neu hinzugezogen sind nur einige Briefe von Wilhelm und Josefina Kaulbach und dann das Personen- und Sachregister. Juni 1918.

Josefa Dürck-Kaulbach

\*

### Zur dritten Auflage

Wenn es richtig ist, daß alle guten Dinge drei sind, dann wäre diese dritte Auflage ja auch eins von diesen guten Dingen und weitere Worte überflüssig? — Aber — sogar auf Sprichwörter, und wären sie noch so alt und durchgeprobt, ist heutzutage kein Verlaß mehr!

Sollte aber trotz alledem dies Buch wieder neue Freunde finden, so trägt das Hauptverdienst — oder die Hauptschuld? — wohl mein verehrter Verleger Herr Dr. Landauer, denn er hat mich veranlaßt, noch mehr aus der Schule, resp. Kinderstube, zu plaudern, meine Tagebücher zu durchstöbern, kleine Erläuterungen sowie Skizzen, Briefe und unbekannte Zeichnungen W. Kaulbachs hervorzufinden und dem früheren Text einzufügen. — Im richtigen Moment aufzuhören und sich zu beschränken, das ist eine Kunst, die mir vielleicht nicht recht geglückt ist. Aber auch darin muß ich wieder anderen die Schuld beimessen, und zwar den sehr geschätzten Lesern, die mich durch ihr Interesse an den früheren Auflagen verwöhnten und übermütig machten.

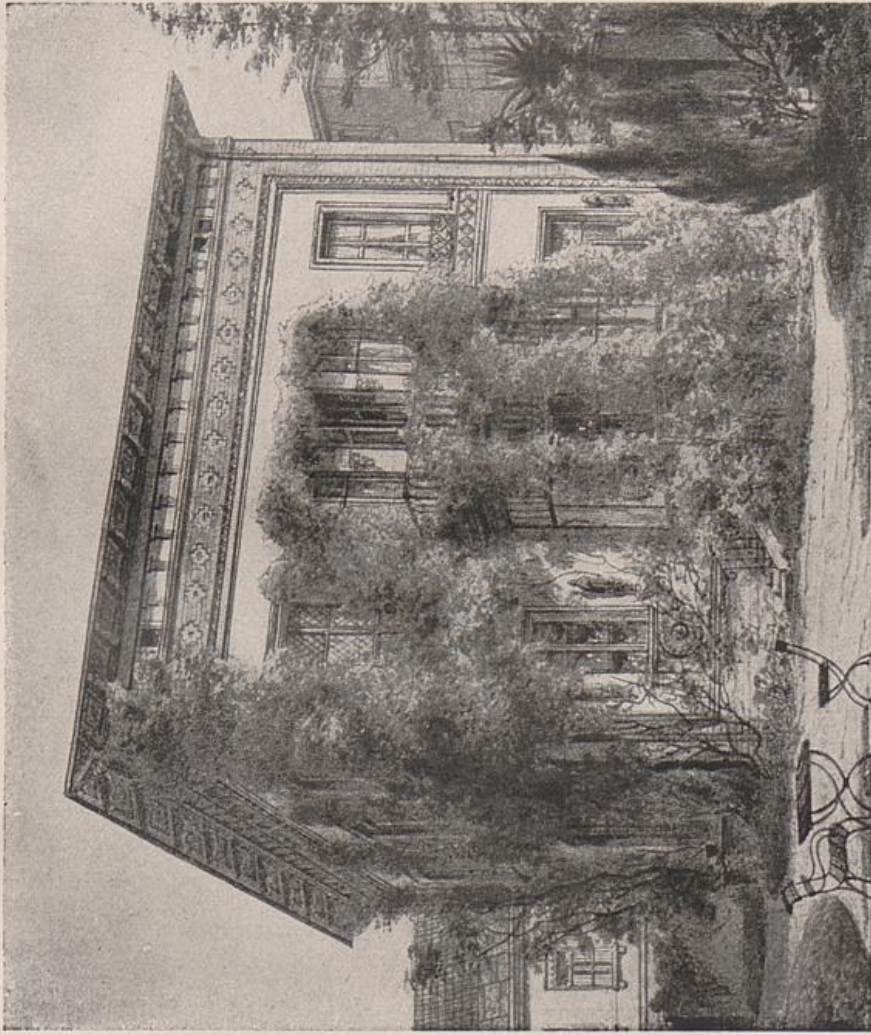
So hoffe ich auf mein gutes Glück, das mir bisher treu zur Seite stand, und gebe dem kleinen Werkchen den hübschen Spruch von Platen mit auf den Weg:

Ein jedes Band, das noch so leise  
Die Geister aneinanderreicht,  
Es wirkt auf seine stille Weise  
Durch unberechenbare Zeit.

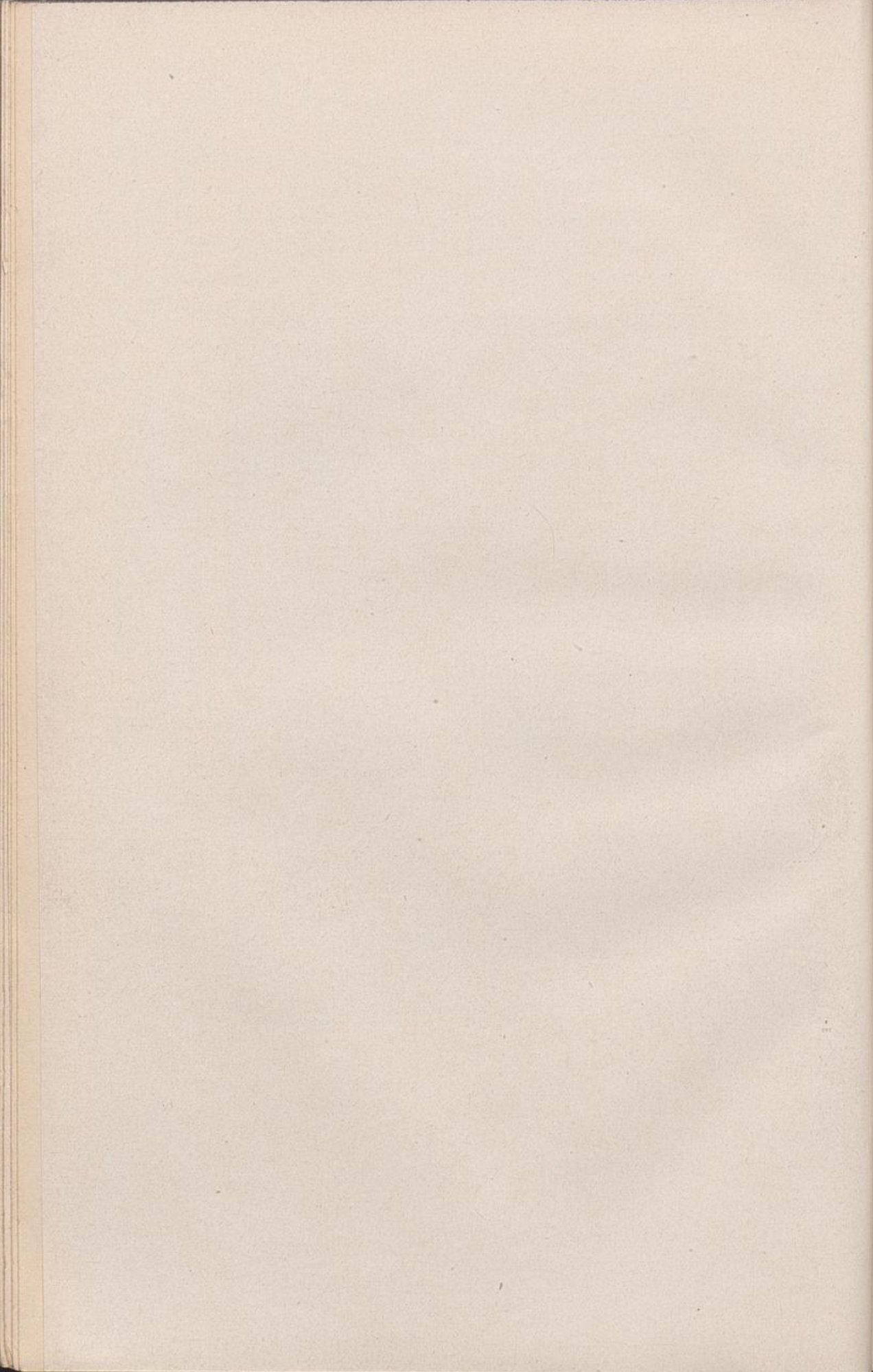
Herbst 1921.

Josefa Dürck-Kaulbach





Das Kaulbachhaus (Gartenansicht)



In meinem sechsten Jahre begann ich unter Aufsicht unserer trefflichen Erzieherin und späteren Freundin, genannt „die Fräul'n“, ein Tagebuch.

Diese sehr kindlichen Erzählungen, welche jetzt vor mir liegen, sind mir in meinem Vorhaben eine große Hilfe und bieten manchen Anhaltspunkt, bilden Glieder einer langen Kette von Erinnerungen. So sehe ich das Schöne, Herrliche, das ich in der Jugend genoß, in klaren, ungetrübten Farben vor mir. —

Da ist vor allem das hübsche, weinumrankte Elternhaus in der Gartenstraße (jetzt nach dem Vater Kaulbachstraße genannt) mit den etwas düsteren, aber doch gemütlichen Räumen, worunter das alte vertäfelte Speisezimmer mit den abwärts führenden Stufen wohl die erste Stelle einnimmt. Die Vertäfelung (aus dem 16. Jahrhundert) hatte der Vater vor Jahren in Nürnberg aus einem Patrizierhaus gekauft. Sie befindet sich in unserem persönlichen Besitz und bildete mit dem alten Büfett (aus dem 17. Jahrhundert), das in uns unbekannter Zeit aus einer alten Klosterbettstatt in ein solches umgewandelt wurde, mit den vielerlei Andenken darauf, den schönsten und ehrwürdigsten Schmuck unseres Heims.

Inmitten des Esszimmers stand ein großer achteckiger Tisch, von dem ich auch etwas erzählen möchte.

Als der Vater im Jahre 1836 vom König Ludwig I. das Atelier am Lehel zur Verfügung gestellt bekommen hatte, war darin auch ein achteckiger, alter steinerner Tisch, dessen Platte, ganz mit schöner Mosaik eingelegt, die verschiedenen Wappen der Kurfürsten, deren Namenszüge, Blumen und Arabesken, darstellte. König Ludwig hatte diesen Tisch dem Vater geschenkt, deshalb ließ dieser ihn, als er Direktor der Akademie wurde und das feuchte, ungesunde Atelier aufgab, in sein Haus an der Gartenstraße schaffen. Dort



stand das kostbare alte Möbel nun viele Jahre. Eines schönen Tages aber, ich mochte etwa fünfzehn bis sechzehn Jahre alt sein, wurde der Tisch von der Residenz aus reklamiert, als Eigentum des Hofes. Der Vater willigte selbstverständlich sofort in die Rückgabe ein, wenn auch mit einigen Glossen, und entschloß sich schnell, ihn ganz genau für sich zu kopieren, anstatt der fürstlichen Namenszüge und Embleme aber diejenigen der Familie Kaulbach anbringen zu lassen. Wochenlang sah ich dann, wenn ich an dem Eßzimmer vorüberging, einen blonden, hübschen jungen Mann, Herrn Fiotti, an dem Tisch arbeiten, mit Mosaiksteinchen und Gips hantierend. Ich ging gern und oft vorüber, wagte aber niemals ein Wort an den geschickten Künstler zu richten. Als endlich der schöne Tisch mit dem Bienenkorb und Spinnrocken, dem Pegasus, dem „kühlen Bach“, den Namenszügen und Blumengirlanden aus herrlicher Mosaik fertig vor uns stand, wurden mehrere gute Freunde zu einem leckeren Mahle geladen, wobei der neugeschaffene Tisch mit manchem Champagnertropfen getauft wurde. Er befindet sich jetzt im Besitze meines Bruders, während der alte Tisch ein ehrenvolles, aber ruhiges Dasein in einem der Steinzimmer des Residenz-Museums führt. Dieser altehrwürdige Tisch dürfte möglicherweise derselbe sein, den v. Heigel in seinem wunderhübschen Büchlein „Nymphenburg“ (damals Vorstadt Münchens) erwähnt.

Nun aber geht's in den großen schattigen Garten, den ich mir ohne meines Vaters Gestalt gar nicht denken kann! Meine frühesten Erinnerungen hängen auch mit dem Vater und dem Garten zusammen; mein Hauptspielplatz war der Garten, und mein bester Spielfkamerad der Vater. Kinder um sich zu sehen, war seine größte Freude, und er wurde nicht müde, ihnen Überraschungen und Lustbarkeiten zu bereiten. So finde ich in meinem Kindertagebuch manch kleine Episoden, die am besten beweisen, wie der sich gegen die Außenwelt oft so schroff und herb zeigende Künstler mit der Jugend jung sein konnte und sich ganz in die Kindernatur zu versetzen verstand. Und darum soll die kleine Josefa, als die zuver-

lässigste Berichterstatterin, das Wort ergreifen, um aus ihrem Tagebuch die „wichtigsten Ereignisse“ auszuplaudern.

Tagebuch von Josefa Kaulbach; angefangen in dem Monat, wo ihr Namenstag ist. „Ich bin jetzt 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Jahre alt, und ich muß recht viel lernen. Das freut mich schon, aber das Einmaleins macht mich nicht froh. Ich habe auch ein Verschen gelesen, das heißt so:

O du liebes Einmaleins,  
Hätt' ich dich im Köpfchen  
Wie mein Turteltaubelein  
Körnchen hat im Kröpfchen!  
Einmal eins und zweimal zwei,  
Ach, die bösen Zahlen!  
Bringen manchem guten Kind  
Sorgen, Thränen, Qualen!

Und das ist auch wahr. Ich habe manchmal geweint, aber die Fräul'n hat gesagt, ich soll nur still sein, das hilft doch nichts. Wenn ich Stund' hab', kommen immer die Hühner ans Fenster und schau'n mir zu und der rote Hockel pickt und klopft immer ans Fenster, als wenn er auch was lernen wollte, aber der ist ein fauler Tropf und will nur fressen und die Hühner rupfen und dann recht krähen; und er ist so dick, daß er wackelt, wenn er läuft.

Endlich war mein Namenstag und ich habe so viel getanzt, daß ich Bauchweh bekommen habe, und ich habe den Kopf voll Locken gehabt. Ich habe viele schöne Sachen bekommen: ein Kanarienvogel und ein himmelblaues Kleid und zwei Hasen von Wachs und einer der tut Violinspielen und mein Freund, der Hermann Dieß, ist in goldgestickter Uniform von seinem Papa gekommen mit einem Degen und hat mir gratuliert. Das war nett.

Im Garten ist es so schön grün, da blühen Schneeglöckchen und Veilchen, und der Springbrunnen plätschert, und unten im Wasser tun die Fische tanzen und spielen Verstecken und die Sonne scheint so hell. Ich habe die Bruthenne recht lieb, weil sie so sanftmütig

und so herzlich ist, aber den Gockel mag ich gar nicht, weil er so böß ist mit den Hühnern. Gestern war mir das doch zu arg, und ich habe den Papa geholt. Der hat sich aber nicht viel gekümmert und hat nur gesagt: „Das mußt du der Mutter sagen, sie soll doch in ihrem Hühnerstalle auf mehr Ordnung sehen! Lauf mal rasch!“ Da bin ich zur Mama — die hat grad Besuch von Herrn Ascher gehabt, und wie ich's erzählt habe, hat der Herr Ascher ein so bedenkliches Gesicht gemacht, aber die Mama ist aufgestanden und hinausgegangen. Dann ist die Fräul'n gekommen und hat mich gefragt: „avez-vous faites votre leçon?“ und hat mich mitgenommen; aber französisch trifft doch erst morgen! Jetzt hab' ich nicht mehr in den Garten gehen können, aber heut' sind die Hühner sehr lustig und hüpfen auf dem Mist herum, und der Gockel reißt sie nicht an den Haaren.“



Im Sommer waren die Eltern meist sehr früh auf. Bei schönem Wetter frühstückten sie oft schon um sechs Uhr im Freien vor dem Haus, und bis ich endlich aus den Federn schlüpfte, hatte der Vater längst seine Wanderung durch den Garten angetreten. Diese Stunden waren ihm heilig. Oft sagte er, der Garten sei seine Kirche, und in jedem Grashalm könne er die Weisheit Gottes bewundern. Diese Auffassung wäre mir allerdings auch außerordentlich bequem gewesen, doch hielt er bei mir sehr darauf, daß ich Sonntags die Kirche besuchte. Einmal erwähnte ich, daß ich am liebsten in die Hofkirche wegen der schönen Musik gehe, da erhielt ich aber strengen Befehl, nur solche Kirchen aufzusuchen, wo keine „so schöne Musik“, dafür aber mehr Andacht zu finden sei. — Ganz deutlich sehe ich des Vaters Gestalt vor mir, wie er, die seidene Kappe auf dem

Kopf, den grauen Schal um die linke Schulter geschlagen, die Zigarre im Munde, die Hände mit dem Spazierstock auf dem Rücken, gemächlich durch den Garten schlendert. Hier und da bleibt er stehen, hört dem Zwitschern der Vögel zu, beobachtet aufmerksam den geschäftigen Lauf der Ameisen, betrachtet den Bau einer Rose, entfernt das Unkraut aus dem Rosenbeet, dann trägt er wieder Gießkannen mit Wasser herzu, wenn er findet, daß die Blumen „Durst leiden“, oder er biegt Zweige zurecht, schneidet sie ab, damit die anderen Luft und Licht kriegen; am häufigsten sah ich ihn aber an einem selbst geschaffenen kleinen Ablauf des Springbrunnens stehen oder in sehr unbequemer Lage am Boden kauern. Er hatte da mit vieler Mühe und Liebe ein prächtiges Vogelbad eingerichtet und konnte sich nun stundenlang damit plagen, die kleinen Steinchen und den Sand auf die Seite zu räumen, damit das Wasser immer schön ablaufe und die Amseln und Finken, die da in Scharen kamen, stets klares Wasser vorfänden. Auf den Zehenspitzen schlichen wir beide dann hinter ein Gebüsch und schauten dem lustigen Geplätscher der kleinen Badegäste zu, ein Bild, welches den Vater entzückte und worüber er seine Kunst und alles andere vergessen konnte. Es war überhaupt eigentümlich, daß er wenig Sinn für große, gewaltige Natur hatte. Hohe Berge, Gletscher zogen ihn niemals besonders an, dagegen hatte er an dem Geäste einer alten Eiche, an dem Wachstum des Efeus in seinem Garten, an dem Gedeihen der Rosen das größte Interesse und konnte ebenso bewundernd und staunend die Verschlingung des Pfeifenkrautes verfolgen, wie ein Hochtourist sich für den größten Gletscher mit seinen Spalten begeistert. Als man mich als Kind einmal fragte, was mein Vater sei, antwortete ich sicher und prompt: „Gärtner!“ und war dann sehr erstaunt, als mir erklärt wurde, er sei „bloß Maler!“; ich konnte mir den Vater eben gar nicht ohne den Garten denken, es war ein unzertrennlicher Begriff für mich. — Weh dem, der ihn nun bei solchen Gartenarbeiten mit geschäftlichen Dingen unterbrach. Immerhin war es manchmal nicht zu vermeiden, daß die Mutter ihm irgendein

akademisches Schreiben vorzulegen gezwungen war. Das hörte er dann ziemlich gelassen an und sagte höchstens am Schlusse ganz freundlich und froh gelaunt: „Hol' sie alle der Teufel!“ Da waren wir dann recht vergnügt, daß die Geschäfte so gut abgelaufen waren. Wenn aber Briefe von der Familie, den Kindern aus Nürnberg oder die hübschen urwüchsigen Briefe von den Verwandten aus Westfalen vorzulesen waren, so konnte man sie dem Vater gar nicht schnell genug bringen. Er freute sich über jedes kleinste Detail und ließ sich einzelne Stellen daraus öfter wiederholen, während er, behaglich dazu lächelnd, mit dem Stock Figuren in den Sand zeichnete und ein wohlgefälliges Brummen hören ließ. Was nun den Garten betrifft, bestand immer ein kleiner Krieg zwischen den Eltern. Die Mutter pflegte schon frühmorgens sehr fleißig in Haus und Hof zu wirtschaften, besonders aber den Speisezettel für des Vaters Mahlzeit (vier Uhr) zu überlegen und die ersten Vorbereitungen dafür zu treffen; da hatte sie weder Zeit noch Laune, im Garten zu lustwandeln! Wenn nun die Sonne recht verlockend schien, die Vögel lustig sangen und die Rosen im Garten herrlich dufteten — da rief mich der Vater: „Setz, Frosch, hol mal die Mutter, sie soll doch herauskommen, was steckt sie denn immer im Haus?“ — Natürlich richtete ich dies wörtlich in der Küche aus, erhielt aber nur ein lakonisches: „Ich hab' ja keine Zeit!“ zur Antwort. Wieder flog ich zum Vater und meldete diese Widerseghlichkeit. Aber nun wurden schon stärkere Saiten aufgezozen: „In drei Deifelsnamen, sie soll meine Rosen anschauen!“ Wenn ich nun mit diesem sehr beliebten und wirksamen Spruch in die Küche trat — da band sie mit einem schweren Seufzer ihre Schürze los, warf noch einen schmerzlichen Abschiedsblick auf die köstlichen Dampfnudeln, die gerade „gehen“ wollten, und auf das zarte Hühnchen, das so gerne für des Künstlers Mahlzeit sein Innerstes geopfert hätte, schärfte der Köchin noch Ermahnungen ein, als wenn's ein Abschied für ewig wäre, und folgte mir, die ich sehr stolz auf meine Mission war, auf dem Fuße nach. Nun mußte die Mutter an jeder

Rose kräftig riechen, mußte die frischen Knospen bewundern, Teilnahme fühlen für die jungen Triebe, die von Schnecken und Engerlingen zerfressen waren, mußte beobachtend stillstehen, wenn die jungen Amseln und Stare auf der Wiese das schwierige Geschäft des Mückenfangens von den Alten erlernten usw. usw. Kaum hatte der Vater aber den Rücken gewendet, war die Mutter wie der Blitz verschwunden, und nun knüpfte er an diese Beobachtung einige sarkastische Bemerkungen über die Weiber im allgemeinen und besonderen, die keinen Funken Poesie im Leibe hätten, wobei der treue Gärtner Weber und ich aufmerksame Zuhörer waren. Wir alle drei mußten aber ganz genau, daß diese Bemerkungen nicht so ernst gemeint waren. — An schönen Tagen, wenn im Garten viel zu tun oder zu sehen war, ging der Vater oft erst gegen 11 Uhr in sein Atelier im alten Akademiegebäude. Um 4 Uhr kam er wieder nach Hause und war, da er den ganzen Tag seit dem Frühstück nichts genossen hatte, furchtbar hungrig — so hungrig, daß seine Nerven angegriffen waren. Dies zeigte sich durch sehr üble Laune und leicht erregbares Wesen. Wenn er in solcher Stimmung seine „bösen Augen“ machte, die wir alle so sehr an ihm fürchteten, zogen wir uns gerne etwas zurück und kamen erst wieder zum Vorschein, wenn er bei Tische saß, denn sowie er die ersten Bissen gegessen und einen tüchtigen Zug getan hatte, bekam sein Gesicht wieder den alten liebenswürdigen Ausdruck. In dieser Stunde liebte er es sehr, wenn seine Kinder kamen und sich zu ihm setzten. Aber tapfer mußte man mitessen, sonst ärgerte er sich und sagte: „So is doch nicht soviel vorher, das ist ja töricht!“ — Bei diesen kleinen Dinners á part, welche Mama mit großer Liebe und höchst geschmackvoll selbst zubereitete, wurde sie durch des Vaters herrlichen Appetit und seine unverhohlene Bewunderung reich belohnt. Sie saß immer dabei mit ihrem Strickstrumpf (wir Kinder aßen mit der Mutter um 1 Uhr) und beobachtete jeden Bissen, den der Vater in den Mund steckte, und begleitete ihn heimlich mit Segenswünschen. Zur Verzweiflung konnte er sie aber bringen, wenn er, begeistert von einem Gericht

und etwas übermütig gelaunt, plötzlich ausrief: „Nun sag mir mal, Josefine, wie kocht man denn das?“ „Ach, das verstehst du ja doch nicht!“ „Dho! ich, ein Direktor und Ritter hoher Orden, sollte so etwas nicht verstehen? Mein, da hältst du mich doch für zu dumm. Also vorwärts, wie hast du diese göttlichen Dampfknudeln gemacht?“ „Ach Gott! — man macht ein Dampf! —“ „Was? Ein Dampf? Höchst wunderbar, merkwürdig; das hätte ich nun nicht getan, weiter!“ „Dann läßt man es gehen!“ „Ja, was Sie nicht sagen! Mir ganz rätselhaft, weiter!“ „Das andere sag' ich nicht — das ist mein Geheimnis!“ — Wie konnte er dann so herzlich lachen und die Mutter necken mit ihrem „süßen Geheimnis“.

Das Stündchen nach Tisch bei einem guten Glase Wein und einer Zigarre war für Papa die schönste Erholungsstunde des Tages. Da wurde über alles mögliche geplaudert, Gespräche ernsten oder heiteren Inhalts geführt, es wurden Luftschlösser gebaut, große Reisen gemacht und oft sehr heftig und leidenschaftlich politisiert. Später hielt Papa in seinem Zimmer eine kleine Siesta, und während dieser Zeit mußte im Nebenzimmer vollkommene Ruhe herrschen. War dies aber nicht der Fall, so donnerte aus seinem Zimmer ein zorniges „etwas leiser!“ an unsere Ohren. Wenn der Vater dann um 6 Uhr wieder erschien und bemerkte, daß inzwischen Besuche dagewesen waren, so rief er, um Mama zu necken: „Josefine, hier riecht's nach Menschenfleisch!“ Doch hinderte ihn das nicht, sich alsbald behaglich niederzulassen an dem Tische, wo die sorgsame Gattin schon alles für ihn bereitet hatte. Der grüne Lehnstuhl stand schräg an den Tisch gerückt, der Schaukelschemel davor, auf dem Tisch brannte die Lampe, lagen die Bücher, Zeitungen und Zigarren. Auch das Zuckerwasser und der obligate Strickstrumpf der Mutter waren bereit, und nun konnte das Vorlesen beginnen, das in früheren Jahren oft bis 1—2 Uhr nachts gewährt haben soll. Doch als die Mutter mit einem vorübergehenden Augenleiden zu tun hatte, wurde ein Vorleser genommen, der täglich von 7—9 Uhr kam und durch sein eintöniges Lesen sogar den Vater, trotz seines Interesses,

in momentanen Schlaf las. Während dieser langen Abende war ich sehr viel allein, unterhielt mich aber auf meine Art ganz ausgezeichnet; denn da ich durch der Mutter große Fürsorge für den Gatten viel auf mich selbst angewiesen war, die Schwestern verheiratet waren, der Bruder in Nürnberg studierte, so hatte ich dies einsame Leben schon sehr lieb gewonnen, was ja gewiß manches Gute hatte, aber auch auf Jahre hinaus mir eine entsetzliche Schüchternheit, eine Scheu vor Menschen und eine Unselbständigkeit gab, die ich erst nach langen Jahren ablegen lernte.

Für mich, als halbwüchsiges Schulmädchen, gab es an beachtenswerten Räumen nur drei im ganzen Hause. Das war erstens das oben besprochene vertafelte Speisezimmer, als zweiter das große Treppenhaus mit den hohen, farbigen Fenstern und den breiten bequemen Stufen, die als Spiel- und Turngelegenheit fleißig von mir benützt wurden; dabei ist als mein beinahe einziges Verkehrsmittel das glatte Geländer noch zu erwähnen, auf welchem ich in den schwierigsten, wunderbarsten Stellungen hinunterzufahren verstand. Waren nun im Winter die breiten Stufen mit hohen grünen Lorbeer- und Oleanderbäumen und schönen Pflanzen aller Art bestanden, so konnte man wie in einem köstlich duftenden Laubgange in den oberen Stock gelangen, der sich in Gesellschafts- und Schlafräume einteilte.

Daß diese Einteilung den jetzigen Anforderungen der Hygiene nicht ganz entsprach, sei hier nebenbei bemerkt. Unter anderem Eigenartigen in der Bauanlage war z. B., daß ein ganz verschwiegener Raum, zwischen zwei Zimmern gelegen, wohl ein Fenster ins Freie, aber keinen eigenen Eingang hatte. Das eine Zimmer war ein hübscher kleiner Salon, das andere Pappas Schlafzimmer. Da von Wasserspülung damals natürlich auch noch keine Rede war, mußte das Fensterchen immer offen gehalten werden, was wieder als ein großer Vorzug für die — Schwalben angesehen wurde, denn diese etablierten im Lauf der Jahre ganze Kolonien und wurden gehegt und gepflegt und mit aller Rücksicht behandelt. Wir nannten deshalb diesen Raum ganz einfach — das Schwalbennest.





Um nun wieder auf meine Spezialitäten zurückzukommen, so will ich von meinem dritten Reich erzählen — vom Speicher! Dieser erstreckte sich über das ganze Haus, bestand aber aus verschiedenen großen und kleinen Gelassen. Eines von diesen wurde „Mutters Speicher“ genannt — warum, weiß ich nicht. Es war dies ein freundliches, gemütliches Zimmerchen mit mächtigen Deckenbalken und kleinen Fenstern, aus welchen man einen weiten Blick über Gärten und Baumwipfel hatte. In diesem Raum mich un- gesehen einzuschleichen, mit dem holden Bewußtsein — hier sucht und findet dich niemand — war ein besonderer Hochgenuß; allerdings mit leichtem Gruseln verknüpft, wenn auf einmal die Balken krachten, oder der Wind in den Kaminen heulte und an den Türen pochte.

Hier oben hatte ich so manchen schönen Zeitvertreib aufgestöbert. Da war vor allem eine hohe Stellage voll Bücher. Auf dem Boden lagen sie haufenweis, aus den Ecken, aus Körben und Kisten quollen sie hervor! Dann fand ich in Schränken und Truhen alte Kleider, Maskenanzüge, Hüte und Krinolinen. Da lagen Landkarten und Reisetaschen, Globus und Fernrohr; Violinen, Zithern und Ziehharmonika, alte Puppenspiele und Polcinellos vervollständigten das Eldorado, in das ich mich so ganz vergraben und verlieren konnte. Ein besonders gut „verwahrter Schrank“ aber enthielt all die vielen Photographien nach des Vaters Werken.

War es mir nun gelungen, mich aus den unteren Regionen heraufzusteigen, so ging ich vor allem daran, mir aus alten Folianten und großen Büchern einen bequemen Sitz — eine Art von Thron

fessel — zu bauen. Wie alle Throne, ebenso wacklig war auch der meinige, doch erhöhte das nur den Reiz der Schwierigkeit. Dann ging's ans Lesen ohne Wahl, was ich eben in die Hand bekam. Dazwischen betrachtete ich die illustrierten Werke, oder ich unterzog die Bilder meines Vaters einer genauen Durchsicht und strengen Kritik. Keines von all den Büchern imponierte mir aber so, wie ein kleines hellblau gebundenes Büchlein mit silbernen eingepreßten Buchstaben und ebensolchem Lorbeerkranz auf dem Einband. Es war ein Preisbuch! Welchem von uns vier Geschwistern das einmalige Glück widerfahren war, ein solches zu erringen, das will ich nicht erforschen oder nicht verraten — von mir stammt es sicher nicht —. Dieses Ehrenbuch erhielt aber bei meinem jedesmaligen Besuch da oben auch den Ehrenplatz, nämlich ich — setzte mich darauf, was ich wohl für eine besondere Auszeichnung angesehen haben muß. — Hatte ich genug von Kunst und Wissenschaft, so zog ich mir die Krinoline und sonst ein paar Fegen an, nahm die Zither oder die Bioline, setzte mich ans Fenster und — während ich den Flug der Schwalben beobachtete, entlockte ich dem Instrument so jammervolle Töne, daß die weißen Tauben erschreckt aufflogen und die Spinnen am Fensterkreuz sich verkrochen. — Einen ganz ausgesucht feinen Genuß bereitete mir aber die ahnungslose Mutter, als sie eines schönen Tages Körbe mit köstlichen Trauben und Äpfeln in den „Mutterspeicher“ zum Aufbewahren brachte, die Äpfel sorgsam auf Stroh bettete und die Trauben über aufgespannte Fäden, gerade über meinem Thronstuhl, aufhing. Nun war mir der Raum noch teurer geworden, denn ich konnte zu meinen anderen Spielen auch noch das Schlaraffenland hinzufügen. Beobachtete ich aber von meinem Söller aus, wie die Mutter, durch den Garten schreitend, meinen Namen rief, so war es Zeit, meine Einsamkeit allmählich zu verlassen. Immerhin dauerte es nach meiner genauen Berechnung noch eine gute Weile, bis sie in dem weitläufigen Garten all meine Schlupfwinkel durchforscht hatte; kam sie aber endlich von ihrer Suche zurück und hörte ich

die Stimme in unheimlicher Nähe, so war es höchste Zeit. Rasch war der Thron gestürzt, alle Spuren vertilgt, schnell wie der Wind die steile Speichertreppe hinunter und wie der Blitz auf dem Geländer lautlos die große Treppe hinabgeglitten. Auf der letzten Stufe hinsetzen — die zu diesem Zweck immer eingesteckte Grammaire aus der Tasche und —: *Que j'eusse été, que tu eusses été, qu'il . . .* „Aber Josefina, wo steckst du denn?“ — „Da bin ich, Mama; es war so heiß im Garten — *qu'il eût été; que nous . . .*“

Die Großmutter Josefina's war eine geborene Asam, d. h. eine Schwester der Künstlerbrüder Cosmas und Aegid Asam. Sie war berühmt gewesen durch ihre Schönheit und Frömmigkeit und genoß wegen dieser beiden gottähnlichen Eigenschaften den Vorzug bei den jährlichen Fronleichnamsprozessionen, die Königin von Saba, welche bei diesen Umzügen niemals fehlte, darstellen zu dürfen. — Meine Mutter sprach von ihr immer nur als „meine Großmutter, die Königin von Saba“. — Zwei sehr gute Bilder der schönen Bürger'sfrau sind in unserem Familienbesitz und zeichnen sich durch frappante Ähnlichkeit mit meiner Mutter, Josefina Sutner, aus.

Meine Mutter war in der Zeit, von der ich spreche, eine schöne, stolze und doch unendlich gütige Frau. Sie machte in ihrer äußeren Erscheinung einen merkwürdig imposanten Eindruck, der noch erhöht wurde durch ihre vornehme Art, sich zu geben, und die, so glaube ich, nur zu oft als Hochmut ausgelegt wurde. Auch ich, so muß ich gestehen, hatte ungeheuren Respekt, eigentlich Angst vor ihr und war oft recht froh um die angenehme Weitläufigkeit unseres Gartens, wo ich mich so manche Stunde vor dem mütterlichen strengen Blick verstecken konnte.

Obgleich aus den einfachsten Verhältnissen stammend, hatte die Mutter im Laufe kurzer Jahre es verstanden, sich jenen hohen Bildungsgrad zu erringen, den wir so sehr an ihr bewunderten. Damit meine ich aber nicht, daß sie etwa verschiedene Sprachen und Klavier spielen gelernt hätte — Künste, die ihr wie ebenso dem



Die Großmutter Josephinens  
„Königin von Saba“ genannt



Vater fernblieben, aber an beiden niemals vermißt wurden —: ich meine die gesunde Geistes- und Herzensbildung, die in unserer schnellebenden Zeit so selten geworden ist.

Durch vieles Vorlesen, während Papa bei der Arbeit saß, bereicherte sie ihr Wissen in ungewöhnlicher Weise: in dem regen Verkehr mit bedeutenden Menschen lernte sie sich mit Anmut und Würde zu benehmen und fand immer Gelegenheit, zu lernen und sich zu bilden. Vor allem bemühte sie sich, und das mit Erfolg, den Münchener Dialekt abzulegen und ein schönes Deutsch zu sprechen. Dabei hatte die Mutter ein Pflichtgefühl, eine Selbstbeherrschung in der Sorge um den Gatten, die etwas Großartiges, Antikes hatte, und woran sich manche junge Frau von heute, die ihren Mann mit ihren Nerven quält, ein Beispiel nehmen dürfte. Man erzählt, daß sie einmal ein heftiges gastrisches Fieber durchmachte, ohne daß der Vater eine Ahnung hatte. Wenn er zum Essen nach Hause kam, stand die Mutter schleunigst vom Bette auf, setzte sich freundlich und heiter an den Tisch und oblag all ihren Hausfrauenpflichten. Hatte der Vater aber dann das Haus wieder verlassen, so brach sie fast zusammen und legte sich fiebergeschüttelt zu Bett. Dies soll sie längere Zeit so getrieben haben, nur damit Papa, der Krankenstube haßte, nicht in seinem häuslichen Behagen gestört würde. Daß ich selbst nur so en passant (zwischen Braten und Mehlspeise) auf einem Sofa zur Welt kam, erzählten mir oft meine Schwestern, die sich dieses unbedeutenden Ereignisses wegen der großen Firigkeit, mit der es erledigt wurde, doch noch erinnern. Die Mutter verstand es, ohne viel Worte zu machen, herb und kalt zu scheinen, konnte aber im nächsten Augenblick durch ihre sanfte Güte, ihr mildes Wesen und ihre klassische Ruhe alle Welt entzücken. Ihre größte Freude war es, für andere wirken zu können und anderen Liebes und Gutes zu erweisen. Im Krankenpflegen war sie unübertrefflich, und beinahe jeden Sommer hatte sie irgend einen kranken Gast von der Bekanntschaft oder Verwandtschaft im kleinen Fremdenhäuschen an der Königinstraße, wo er sich in der

Mutter herrlicher Pflege noch vollends erholte. Auf des Vaters leidenschaftlichen, unberechenbaren Charakter wirkte sie besänftigend und beruhigend; es gelang ihr meistens, die stürmischsten Wogen und die tiefsten Falten mit ein paar beruhigenden, gescheiten Worten zu glätten. So hat Mama in seltener Aufopferung nur für den Gatten gelebt, gedacht und gearbeitet; ihr ganzes Denken, Empfinden und Tun ordnete sie seinem Wohle unter — da ist es beinahe natürlich, daß wir Kinder etwas nebensächlich waren und in mancher Beziehung zu kurz kamen. Dies spürten wir allerdings damals noch nicht, sondern erst, als wir plötzlich die Kinderstube, in der wir ungewöhnlich lange verweilen durften, verließen, uns in die Welt mit ihren kleinen und großen Anforderungen versetzt sahen und uns nun recht ungeschickt und unweltläufig benahmen. Die Kinderstube war aber für uns ein Ideal, und zwar durch die treue Spielgefährtin, die wir in unserer Erzieherin, Fräulein Kreszenz Knoller („die Fräul'n“), hatten. Sie verstand es, wie kaum eine ihresgleichen, wenn der Ernst des Studiums vorüber war, mit uns zu spielen — und was für herrliche, nie dagewesene Spiele! Mit dem Bruder und seinen kleinen Freunden reiste sie viele Male direkt durch den Garten nach dem südlichsten Afrika, auf der Reise die gräßlichsten Ungeheuer und sonstige Gefahren mit Tapferkeit bezwingend. Unter meiner Oberraufsicht kochte sie für die Puppe „Emma mit dem gespaltenen Schädel“ die unmöglichsten Speisen, die sie dann dem Kinde mit mütterlicher Liebe und Sorgfalt einzugeben suchte; oder sie saß mit mir an dem Tannenhügel und lauschte gespannt auf das leise Klopfen der geliebten und doch etwas unheimlichen Erdmännchen in den Felsen. Dann baute sie wieder mit mir eine „echte“ Robinsonhütte, und schwur, ganz sicher darin das Ende ihrer Tage abwarten zu wollen, was mich mit ungeheurer Bewunderung für ihren Mut erfüllte. Mit den größeren Schwestern schwärmte sie für Walter Scott'sche Helden, las mit ihnen die Klassiker und konnte sich für einen Marquis Posa ebenso begeistern, wie für den edlen Indianerhäuptling

Ehingachcook in Coopers „Lederstrumpf“. Ich kann wohl sagen, daß „die Fräul'n“ viel dazu beitrug, daß uns die Jugendzeit in so schöner Erinnerung geblieben ist. Sie ersetzte uns die oft abwesende Mutter, nahm teil an unseren kleinen Freuden und Leiden und machte uns den Aufenthalt im Garten und Haus zu einer Quelle von Freuden, trotz fleißigen Studiums. Als ich mit zwölf Jahren ein Institut besuchte, verließ die treue Gefährtin unser Haus, was ich später oft bedauerte, da ich sozusagen in Freiheit dressiert war und mich nur schwer an die strengen Schulregeln gewöhnte. „Die Fräul'n“ ist aber unsere Freundin geblieben, hat mit unseren Kindern wieder dieselben Spiele gespielt und blieb bis zu ihrem Tode unser guter Hausgeist. Sie genoß das unbeschränkte Vertrauen der Eltern; besonders der Vater hatte beinahe väterliche Zuneigung zu ihr, wie er denn auch im Verkehr mit der Familie durch seine grenzenlose Güte manche Schroffheiten in Mamas Charakter milderte. Damals dachte ich wohl oft, daß die mütterliche Zucht doch gar zu streng sei, jetzt aber sehe ich freilich ein, daß dies recht notwendig war, denn dem guten Vater war es ganz unmöglich, uns etwas zu versagen. Es war, als wolle er in uns seine eigene verbitterte Jugend in tausendmal verbesserter Auflage nachkosten. Dabei war er aber so abhängig von seinen Stimmungen und so unberechenbar, daß er zu allem mehr, als zum Pädagogen, geschaffen schien.





Einen schwachen Versuch, ihn einmal zu einem mahnenden Wort mir gegenüber zu veranlassen, als ich mit sehr schlechten Noten heimkam, hat Mama nie mehr wiederholt. Er schrieb damals (1864) aus Berlin:

„Ich kann meiner lieben Josefina unmöglich etwas Tadelndes über ihre Noten sagen — verdiene ich doch selbst keine besseren, wie sie hier sehen kann:

Noten für Wilhelm Kaulbach.

Religion . . . . . unter 4  
 Deutsche Sprache unter der Kanone  
 Rechnen . . . . . unter dem Hund  
 Tanzen . . . . . 000  
 Zeichnen . . . . . so so  
 Fleiß . . . . . läßt viel zu wünschen übrig  
 Betragen . . . . . man erinnere mich nicht daran  
 Naturlehre . . . . . er kann Fisch vom Fleisch nicht unterscheiden  
 Anstand . . . . . er schaut oft furchtbar aus.“

Mama fand es praktischer, mir diesen Brief nicht zu zeigen.

Zu unserem Bedauern war meine Mutter, ganz gegen die sonstige Gewohnheit alter Leute, nur sehr schwer zu bewegen, aus ihrer Jugend zu erzählen; doch habe ich einiges Wenige, was ich ihr in guter Stunde herauslockte, zusammengestellt und will es hier, sie selbst sprechen lassend, einschalten:

„Der Münchner Bürger führte, als ich jung war, etwa 1810 bis 1820, ein monotones, spießbürgerliches, aber arbeitsames Leben. Der ganze Tag von früh morgens bis abends spät war nur der Arbeit und der Pflicht geweiht; ein Spaziergang an einem Wochentage wäre als ein großer Leichtsinns- und frevelhafter Übermut von der ganzen Verwandtschaft besprochen und kritisiert worden. Dagegen liebte der ehrsame Hausvater es sehr, sich abends nach dem Essen noch auf ein Stündchen zu seinen Freunden an den Wirtstisch zu setzen und etliche Gläser oder auch Krüge Bier zu leeren und dabei die wichtigsten Tagesereignisse zu besprechen.

Um 9 Uhr, wenn die Stadttore gesperrt wurden, trennte sich die Gesellschaft; blieben aber einige lockere Gesellen wirklich noch sitzen, so war es um 11 Uhr, wenn die Polizeistunde schlug, die höchste Zeit, durch die dunklen Straßen, mit der Laterne in der Hand, dem sicheren Heim zuzueilen. Der Sonntag war jedoch ganz der Erholung geweiht. Früh ging die Familie zur Kirche, hörte Amt und Predigt mit großer Andacht, dann machte man kleine Gänge durch die Stadt, besuchte den Herrn Vetter, die Frau Goden, erkundigte sich nach dem werten Befinden der Frau Bas und war Punkt 12 Uhr wieder zu Haus am Mittagstisch beisammen. Nach Tisch, während der Vater ein bißchen einnickte, ging die Mutter mit den Kindern zur Vesper, um dann auf dem Kirchhof die Gräber der verstorbenen Freunde und Verwandten aufzusuchen. Auch das Leichenhaus bildete eine große Anziehungskraft für jung und alt. Im Methaus, Metgarten, auch Lebzelter genannt, von denen das beliebteste der Domberger in der Neuhauserstraße war, stärkte man sich mit dem süßen dunklen Met und den herrlichen Lebkuchen. Ein kleiner Baumgarten von einfachen Galerien, Lauben, umgeben, bildete den Tummelplatz für uns Kinder, die wir es kaum erwarten konnten, bis endlich der Vater kam, uns zu einem großen Spaziergang abzuholen. Wenn es nun nach langer, gründlicher Beratung gar hieß, wir gehen nach Schwabing, so war das schon eine große Partie, und wir wurden erst gründlich untersucht, ob unsere Kräfte, vor allem aber unsere Stiefel, einem solchen Unternehmen gewachsen schienen. Das war nun ein Jubel, und gerne wären wir gleich losgestürmt! Einstweilen hieß es aber gestittet neben Vater und Mutter gehen, solange wir noch in der Stadt waren. Gott sei Dank für uns, waren wir bald am letzten Haus und vor der Stadt angelangt; wo nämlich jetzt die Feldherrnhalle steht, war damals ein großes Haus mit einem Muttergottesbild an der Fassade, mit dem Blick gegen Schwabing. Von da an bestand beinahe alles aus Wiesen und Feldern und unbebautem Land. Zur Linken, wo später die schönen Auslagenfenster von Thierry und van Hees — Ecke

der Brienner- und Ludwigstraße — den Vorübergehenden so verführerisch einluden, stand auf einem niedrigen bewaldeten Hügel ein kleines Haus, das Schettville-Schloßchen genannt. Rechts die Reitschule, dahinter der Hofgarten mit dem kleinen See, den schönen Schwänen und den herrlichen Anlagen. All diese Pracht war jedoch für die profanen Augen des Münchner Bürgers verschlossen. — Über duftige Wiesen und Felder wanderten wir gegen Schwabing, traten dort in die kleine Kirche, erlabten uns im nahen Wirtshaus mit Bier und Brot, tollten noch tüchtig herum und traten dann nach gründlicher Rast die Heimreise wieder an. Zu Hause aber schlüpfen wir ermüdet in unsere Betten, träumten von dem herrlichen Tage, und die ganze Woche zehrten wir von solch einem Ausflug und wurden nicht müde, die verschiedenen Eindrücke und Erlebnisse nochmal nachzukosten.“ — Meine Mutter erzählt des weiteren: „Die Mai- oder Frühlingskur war für die damaligen Münchner Bürger ein großes und wichtiges Ereignis. Anfang Mai jedes Jahres kam unser Hausarzt, der Herr Kreisphysikus, um zu melden, daß in den nächsten Tagen der gebräuchliche Aderlaß bei der ganzen Familie vorgenommen werde. An dem bestimmten Tage nun fuhr mit großem Gepolter und Gerassel die mächtige gelbe Kutsche des Arztes vor das Haus, und ihr entstieg zuerst der kleine, lebhafteste Vater Trettenbacher und war mit vielen Bücklingen und Knixen dem Herrn Kreisphysikus beim Aussteigen behilflich. Mit einem kleinwinzigen Zöpfchen im Nacken, einem braunen langen Rock mit goldenen Knöpfen und Schnallenschuhen angetan, den großen Stock mit schönem silbernen Knopf in der Hand, so trat der würdige Mann, gefolgt von dem zappelnden Vater, feierlich in die gute Stube, wo die Familie versammelt war; die Prozedur begann. Zuerst kam der Vater an die Reihe. Der Vater breitete geschäftig sein Handwerkszeug aus, welches aus den verschiedensten Messerchen, aus großen und kleinen messingenen Schüsseln bestand. Das abgezapfte Blut wurde nämlich zuerst in sieben von diesen Schüsseln gesammelt, wo-

von jedes eine Unze hielt, und kam dann erst in eine große. Wenn das Blut klar und rein war, so wurde dies mit Wohlgefallen konstatiert. Nach der Reihe wurde dann der Mutter und uns Kindern zur Ader gelassen, d. h. uns letzteren wurde doch erst vom zwölften Jahre an und dann nur in mäßiger Weise das kostbare Blut entzogen, immerhin war es aber für heutige Begriffe viel zuviel. Wenn nun das Blut alles in den großen Schüsseln gesammelt war, wurde es an einen kühlen Ort gestellt, und die Herren empfahlen sich. Nach ein paar Tagen aber erschienen die beiden Blutsauger (wie die Doktoren später sagten, als diese Ver- oder Mißhandlung zu sehr überhandnahm) wieder, und zwar, um das Blut, welches inzwischen eine geleeartige Masse geworden war, genauer zu untersuchen. Kuchen und Wein wurde den beiden Herren serviert, die es sich trefflich schmecken ließen, indem die Tabaksdosen fleißig die Runde machten. Dann wurden die bewußten Schüsseln gebracht, und nun zerteilten und zerschnitten sie „den Blutkuchen“ mit einem besonderen Instrumente auf hölzernen Tellern, betrachteten mit Hornzwickern und Brillengläsern bewaffnet die einzelnen Teile, sprachen lateinisch dazu und waren ebenso überzeugt wie wir von der Wichtigkeit dieses Momentes. Schließlich gratulierten sie der glücklichen Familie zu ihrem gesunden Blute, wünschten gute Nachkur und trafen Anstalten, sich devotest zu empfehlen. Nun kam aber der Augenblick, auf den wir Kinder uns das ganze Jahr freuten und welcher eigentlich den Glanzpunkt dieses schönen Festes bildete. Herr Kreisphysikus lud uns in wohlgedrechselter Rede ein, am nächsten Sonntag seinen Wagen zu einer kleinen Spazierfahrt zu benutzen! Es war dies eine große Auszeichnung und wurde auch gebührend geschätzt von uns, denn, wenn wir am Sonntag glücklich in die große gelbe Kutsche verbracht wurden, bemerkten wir mit Genugtuung, wie die Köpfe der Nachbarn zu den Fenstern herauslugten und halb mit Neid, halb mit Bewunderung zusahen, wie wir einem weiten Ziele entgegenfuhren, vielleicht gar bis nach Schwabing!“



Über ihren Brautstand erzählt die Mutter folgendermaßen:

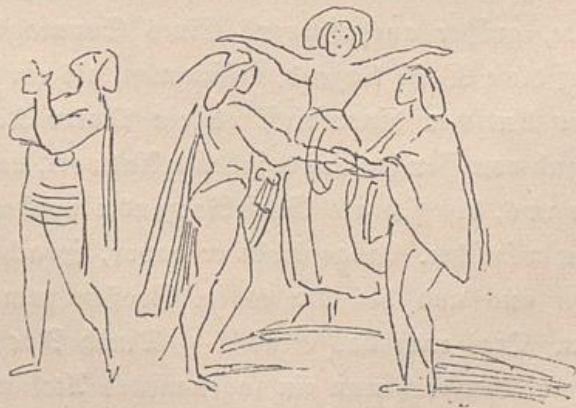
„Wir waren sieben Jahre verlobt, denn meine Mutter und die Verwandten wollten nichts wissen von einem Schwiegersohn, der — nur Maler, noch dazu ein armer Maler war, der nicht einmal eine Uhr oder einen Frack besitze und wenig Aussicht auf bessere Tage habe. Zudem galt Kaulbach damals für schwindstüchtig, so daß man es den einfachen, nur auf die praktische Seite des Lebens bedachten Bürgerleuten nicht so übelnehmen konnte, wenn sie sich ablehnend verhielten. Freilich war die Art und Weise, wie dies ausgedrückt wurde, vielleicht nicht ganz geeignet, meinen „Eigensinn“ zu brechen. Viel hatten wir zu dulden und zu kämpfen; man sperrte mich tagelang ein, man nahm mir meine Schuhe weg, weil man fürchtete, ich könnte beim Ausgehen mich mit Kaulbach treffen, man versuchte auf alle erdenkliche Weise mich auf andere Wege zu bringen — und mir eine Verständigung mit ihm unmöglich zu machen. — Alles umsonst — die Liebe ist scharfsinniger und klüger, ausdauernder und zäher als die strengsten Kerkermeister. Des Sonntags beim Kirchgang gelang es uns, trotz der Wachsamkeit der Mutter, unsere Briefe durch die Spalte der Kirchentüre auszutauschen. Cornelius, der Kaulbach zuerst auf mich aufmerksam gemacht hatte (nach früheren Berichten war es der Philologe E. v. Lasaulx), als ich in dem kleinen Laden der Eltern unter den „finstern Bögen“ Bänder verkaufte — Cornelius war als treuer

Freund endlich Vermittler und Mittler. Er begleitete Kaulbach in den Laden und war ihm auch behilflich bei der schwierigen und langwierigen Wahl eines „recht schönen Bandes“ — grün sollte es sein — und Kaulbach nahm dies als gute Vorbedeutung.

Nach sieben harten Jahren fand unsere Hochzeit — allerdings ohne die Einwilligung der Mutter, mein Vater war schon längst gestorben — am 22. Juni 1833 statt. Es war eine kleine Hochzeitsgesellschaft, die sich da zusammensand: Cornelius, Schwind, der Russe Wrangel, die beiden Heinzmanns, die mir all die Jahre wie zweite Eltern zur Seite gestanden hatten, und noch ein paar junge Freunde Kaulbachs. In der Peterkirche wurden wir getraut und dann vereinigte sich die ganze Gesellschaft zu einem kleinen bescheidenen Mahle in unserer mehr als einfachen Wohnung in der Lerchenstraße 54 im vierten Stock (jetzt Schwanthalerstraße 4). Von einem Atelier war keine Rede; in einem kleinen Zimmer, auf einem großen Tisch, wo ich auch später die Kinder wickelte (und auf welchem jetzt die Urenkel gewickelt werden) zeichnete und arbeitete Kaulbach und durch die Vermittlung Cornelius' wurde allmählich auch eine Verständigung mit der Familie erzielt. Einer der Freunde, Leo v. Klenze, brachte eines Tages die Werke Chateaubriands über die Hunnenschlacht, und mit Begeisterung ergriff Kaulbach diesen male-  
rischen Stoff, las und studierte nächtelang und entwarf einen kleinen Karton, den seine Freunde mit Entzücken betrachteten. Aber wie oft jammerte er, daß es ihm nicht vergönnt sei, dieses Bild, von dem er so viel erwartete, größer auszuführen! Eines Sonntags saßen wir wieder, er auf diese Weise klagend, beisammen, als ein Wagen vorfuhr und der Kutscher hinaufrief, ob ein Maler Kaulbach hier wohne! Ich gab vom Fenster aus bejahende Antwort, und bald stand ein Herr vor uns, der sich als Graf Raczyński vorstellte und das Bild zu sehen wünschte. Lange stand er davor, sprach seine große Freude daran aus und bestellte es im Großen zum Preise von 4000 Gulden. Dies war das Glück! — Durch Raczyński's Vermittlung bekam Kaulbach nun ein sogenanntes Atelier von König

Ludwig I. zugeteilt, worüber wir sehr glücklich und dankbar waren. Es war ein großer, heller, aber sonst jammervoller Raum in der Tattenbachstraße, den Kaulbach noch dazu mit einem Bildhauer Leeb teilen mußte. Die feuchte Luft, die durch die Arbeit des Bildhauers in dem Raum herrschte, das Wasser, das an den Wänden herunterlief, erzeugt durch die schlechte Lage des Hauses, störte im Sommer nicht weiter, aber im Winter war es bitter kalt, an einen Ofen aber dachte man nicht! Hier zeigte es sich, welche kräftige Konstitution der „schwindsüchtige“ Kaulbach hatte! Graf Maczynski kam jedes Jahr zu uns, speiste immer bei uns und gab auch mir in meiner Kochkunst treffliche Ratschläge. Als der Karton fertig war und in Berlin der gräflichen Galerie einverleibt wurde, erregte er das Wohlgefallen Königs Friedrich Wilhelm IV. in so hohem Grade, daß auch er glückbringend in Kaulbachs Leben eingriff. —

Jenen Sonntag aber, an dem der Graf in der Straße unten rief: „Wohnt hier ein Maler Kaulbach?“ — haben wir nie vergessen, und Kaulbach hat ihn immer in gesegnetem Andenken gehalten und sich dankbar daran erinnert als: „an seinen Glückstag“.



Eine kleine tragikomische Episode aus den schweren Tagen des Brautstandes meiner Eltern möchte ich hier einfügen.

Eines schönen Sonntagmorgens im Juni 1833 schaut die Frau Theres Sutner (Josefinens gestrenge Mutter) zum Fenster in der Sendlingergasse hinaus. Sie erfreut sich der schönen warmen Sonne und überlegt bei sich, ob man heut' nach der Mess' mit dem Schorschel und der Josefin in den Metgarten gehen soll oder ins Leichenhaus, um die schönen Leichen anzuschauen oder gar nach Sendling hinaus; wenn nur der Maler, der Kaulbach, nicht immer um die Weg wär' und dem Mäd'l nicht so nachlaufen würd'! — so sinnt die würdige Alte vor sich hin, während sie, im Fenster liegend, die Straße mustert. —

Da öffnet sich im Nebenhause auch ein Fenster, und die Frau Nachbarin begrüßt Frau Sutner, und es entwickelt sich ein lebhaftes Gespräch über die teuren Zeiten, über die Schlechtigkeit der Mägde und was es sonst noch an ewig neuen und doch so alten Gesprächsstoffen gibt. — Da plötzlich wird die Unterhaltung unterbrochen, denn es fährt eine Chaise um die Ecke gegen das Sendlingertor zu. Frau Sutner legt sich weit hinaus, um dies seltene Schauspiel so lange als möglich zu genießen. Als noch ein zweiter Wagen folgt, ist sie aber voll Staunen und ruft zur Freundin hinüber: „Ja, Frau Nachbarin, sag'n's nur grad, was ist denn heut' los, daß gar so viel g'fah'n wird?“ Diese aber hat wohl nur auf dieses Stichwort gewartet, um mit heller Stimme Frau Sutner anzuschreien: „Aber Frau Sutner, wissens denn des net, daß heut' Ihr Tochter, d' Fräul'n Josefin, heirat!“ — Das Fenster soll — nicht von der Zugluft — zugeschlagen worden sein, und der nachmittägige Spaziergang fiel auch ins Wasser.

Es ist wohl einer von den guten Wizen, welche Mutter Natur sich manchmal zu machen erlaubt, daß in der Familie, die so alten künstlerischen Ursprungs ist — die Farbenblindheit nicht selten auftritt —, wobei ja allerdings die große Frage offen bleiben muß, welcher von den beiden Teilen nun eigentlich der Farbenblinde



ist! — Wenn Frau Sutner mit ihrer kleinen Tochter Josefine um 11 Uhr vormittags den Laden verließ, um zu Hause die Küche zu versorgen und das Hauswesen zu bestellen, wurde der kleine Georg, der jüngere Bruder Josefins, aus der Schule kommend, beauftragt, während dieser Zeit im Laden zu bleiben und die Kunden höflich und eifrig zu bedienen. Da gab es nun viel Ärgerniß, denn verlangte man ein rotes Band, so gab der Kleine ein grünes her, und sollte zu einer schönen dunkelblauen Farbe die gleiche Seide gewählt werden, so schleppte der unglückliche Knabe ganze Stöße von schreiendem Gelb daher usw. Man glaubte natürlich nur an Schabernack des Jungen, verließ wütend den Laden und beschwerte sich bitter bei der gestrengen Mutter, die es an fühlbaren Beweisen ihres Ärgers nicht fehlen ließ. Diese zwei Stunden im Laden gehörten denn auch zu den qualvollsten Jugenderinnerungen meines Onkels Georg.

Hier möchte ich ein hübsches Bild meiner Mutter geben, das L. Speidel 1875 in der „Neuen Freien Presse“ von ihr entworfen hat, gelegentlich der Besprechung des Nachlasses meines Vaters, vor allem der Familienbilder.

Aus Kaulbachs Nachlaß (Photographische Nachbildungen). Wenn ich diesen Stoß kleiner Lichtbilder nach Art eines Kartenspieles auf dem Tisch vor mir aufstreife, grüßen mich einige Figuren daraus so traulich entgegen, daß ich sie einzeln zu genauer Betrachtung in die Hand nehmen muß, bevor ich nach den übrigen greife, um auch ihnen die schickliche Rücksicht angedeihen zu lassen. Vor allem ist es aber das Bildnis von Kaulbachs Braut, das mich durch einen eigenen Zauber gefangen nimmt. Zunächst durch den Zauber der Lieblichkeit, dann aber durch den weit stärkeren der persönlichen Erinnerung. Mit der scharfen Bestimmtheit seiner ersten Manier hat sie Kaulbach im Profil hingezeichnet, ein sinniges und sinnendes Mädchen, in dessen noch jungfräulichen Zügen sich schon die charaktervolle Hausfrau ankündigt. Der Kopf, von einem schlanken Hals anmutig getragen, blüht aus einer üppigen



Josephine als Braut  
Bleistiftzeichnung



Bleistiftzeichnung

Krause hervor. Die Haare sind hinten hoch hinaufgesteckt, während sie vorne, aus einem glattgestrichenen Scheitel hervorquellend, als Locken in die Wangen hereinfallen. Einen leisen Zug von Koketterie und von auflösender Milde tragen die an der Schläfe vom Scheitel sich lostrennenden Haare in das Gesicht hinein; aber die ungebändigten Triebe im Nacken und der wie ein Federchen sich krümmende Haarbüschel über der Stirne — eine reizende Verhöhnung des glättenden Kammes — bezeugen das Eigenwillige, das Unbezähmbare, welches auf dem Grunde einer jeden tüchtigen Natur lebt, ja das man geradezu als die Ursache ihres Daseins betrachten kann. Das Kleid, ein anliegender Überrock mit weiten Ärmeln, ist geschlossen, und als einziger Schmuck hängt auf der Brust ein kleines Kreuzchen am schmalen Bändchen. Die Haare denke man sich dunkel und weich, die Haut bräunlich, samtartig, mit durchschimmerndem Rot, die vollen Augen braun . . . Nun wird mir aber das Bild unruhig, die Gestalt tritt, unter dem schauenden Auge wachsend und wachsend, lebensgroß aus dem Rahmen, regt und bewegt sich, atmet und spricht. Die schöne, frauenhafte Erscheinung, deren Gegenwart selbst den Wildesten bändigt! Eine hohe, schlanke Gestalt, so zart und schmiegsam, daß man meint, ein jeder Lusthauch müsse sie beugen — und doch wie gerade und vornehm weiß sich dieser Wuchs zu tragen! Wie sie schwebenden Ganges kommt und geht, mit vollen und leeren Händen, stets weiche Linien beschreibend, und im ganzen die Bewegung doch voll Charakter! Etwas sanft Gebietendes liegt in ihrem Auftreten, und ihrem lächelnden Ernst vermag niemand zu widerstehen. Sie hat eine eigene Art, alles in Anmut zu kehren, ja das sonst Entstellende zur Würde zu adeln, wie sie denn, als sie ihren Sohn unter dem Herzen trug — Kaulbach hat sie so porträtiert —, ein Bild mütterlicher Hoheit gewährte. Die schärfste Probe auf den Gehalt einer Frauennatur, nämlich wie sie dem anpochenden und eintretenden Alter begegnet, hat Frau Kaulbach mühelos und glänzend bestanden; auch ihm ging sie mit Anmut entgegen, und

das Alter hat ihren Gruß erwidert. Die weißen Flocken in ihren Haaren erscheinen nicht anders als wie die Blüten einer anderen Jugend.

Ich war noch ein grüner Junge, als mir das Glück ward, Frau Josefine Kaulbach, die damals im Anfange der dreißiger Jahre stehen mochte, zum ersten Male zu sehen. Es war in München an einem Sonntag vormittag, um die Zeit der letzten Messe, und von allen Türmen scholl Glockengeläute. Ich zog eben die Klingel an dem Kaulbachschen Hause, als mir die Hausfrau selbst aus der Türe entgegentrat, einfach und geschmackvoll gekleidet, ein Gebetbuch in den Händen und eben im Begriffe, zur Kirche zu gehen. Sie begrüßte freundlich lächelnd den blutjungen Gast und lud ihn ein, im Hause oder Garten zu weilen, bis sie von der Andacht zurückkehre. Frömmigkeit steht den Frauen so wohl, und ich schaute der prunklosen Kirchengängerin, bevor ich die Türe hinter mir ins Schloß warf, eine Weile verstohlen und mit Wohlgefallen nach. Haus und Garten, die mir mit den Jahren so vertraut wurden, empfingen mich mit einer gewissen Feierlichkeit; sie muteten mich wie Kunstwerke an, „die jeden Zeugen irdischer Bedürftigkeit ausstoßen“. Zwei hübsche Kinder — wie wir sie auch in den Photographien aus Kaulbachs Nachlaß sehen — belebten das stille Haus: Johanna, die ältere, mit den schaulustigen, meergrünen Augen, und die sinnige, schöne Marie, mit den hochaufgebundenen schwarzen Zöpfen (der trotzigste Dickkopf Hermann und die sanfte blonde Josefa waren noch nicht geboren).

Frau Kaulbachs Verkehr mit ihren Kindern, nach Bedarf bald streng, bald sanft, ist mir als ein anmutiges Bild im Gedächtnis haften geblieben. Das rechte Salz aber brachte erst Kaulbach selbst in die Haushaltung herein; neben die Grazie stellte er die Energie, neben die frauenhafte Weichheit des Denkens die Schärfe seines Geistes. Man mußte ihn freilich näher kennen, um ihn nach der ganzen Fülle seiner Natur zu schätzen. Damals zeigte er nicht mehr die vollen Formen, wie sie ein in jungen Tagen, mit unverkennbarem Hinblick auf Raffaels „Selbstbildnis“, gezeichnetes Porträt aufweist;

die Haare fielen ihm nicht mehr voll auf die Schultern herab, und weggenommen war der dämmernde Schleier, der das Auge des Jünglings umhüllte. Stürmische Leidenschaften hatten ihn mittlerweile geschüttelt, Lebenserfahrungen voll Bitterniß waren über ihn gekommen, und zumal der künstlerische Ehrgeiz hatte ihn mager gemacht. Seine schlanke Gestalt erschien leise gebeugt und sein geschmälertes Gesicht wurde von den blauen Augen beherrscht. Er trug falsche Haare, und die Locken, die kunstbegeisterte Damen sich von ihm erbaten, schnitt er, wie er lachend erzählte, von ausgedienten Perücken ab. Es war die Zeit, wo er, neue Bahnen suchend, mit dem vollen Aufgebot seiner Kraft an der Zerstörung Jerusalems arbeitete und nebenbei zur Ausspannung seines Geistes seine Zeichnungen zu Meines Fuchs entwarf. Wie seine Kunstübung war sein Gespräch: es bewegte sich zwischen hochfliegenden philosophisch-historischen Gedanken und der grausamsten Versifflage der Wirklichkeit und Gegenwart. Er konnte Menschen zerreiben, als ob sie mürbe Sandsteine wären, und sein Sarkasmus schonte keine Höhe. Nur selten erschloß er die weicheren Seiten seiner Natur; es war fast, als ob er sich jeder sanfteren Regung schämte. So konnte man ihn damals sehen: melancholisch, voll Menschenverachtung, mit sich selbst und der Welt unzufrieden, von einem maßlosen Ehrgeiz gequält. Erst als er seine künstlerischen Ziele erreicht hatte, erst, als er, dem Glücke im Schoße sitzend, in seinem Ruhme sich sonnen konnte, stiegen freundlichere Geister aus seiner Seele auf, schloß er, soweit sein polemischer Geist es erlaubte, seinen Frieden mit der Welt. Nun erst konnte er mit souveräner Ironie über die Köpfe der Menschen weg- und, wie über sich selbst, hinausfliegen, die Frage stellen und die Antwort geben, die ihm ein guter Bekannter notdürftig in Reime gefaßt:

Menschen schuf ich, Götter und Vieh.

Was hat euch am besten gefallen?

Den Menschen vergaß ich nie

Und hab' mich ergötzt an allen.

Das jugendliche Selbstporträt Kaulbachs in seinem Nachlaß ist das Gegenstück zu dem Bildnis seiner Braut. So haben sich diese jungen Menschenkinder im Leben begegnet, als solche haben sie einander geliebt. Es war in München, und Kaulbach hat nicht vergessen, auf dem Porträt seiner Braut das Wahrzeichen der Mönchsstadt, das sogenannte Münchner Kindl, anzubringen, einen kleinen Kuttenträger, der gleich einem heiteren Wegweiser die beiden Arme von sich streckt. Nicht ohne lange und schmerzliche Kämpfe errang sich Kaulbach seine Frau. Sie war ein Münchner Bürgerkind aus realistischem Hause und er nur ein Künstler, von seiner Phantasie zehrend, ohne gesichertes Einkommen. Sie hielten aber so treu zusammen, und namentlich das Mädchen stand so fest in ihren Schuhen, daß der Widerstand der Alten zuletzt gebrochen wurde. Die beiden Brautleute trugen eine Welt von Liebe und Zukunft mit sich herum, und da mochte es wenig auf sich haben, wenn einmal auf einem Spaziergang, den sie machten, Kaulbach von seinem Schneider gemahnt wurde, den Rock, den er trage, doch endlich zu bezahlen. Kaulbach erzählte später noch oft von diesem schändlichen Überfall des Kleiderkünstlers und versicherte dabei, indem er hellauf lachte, daß er vor seiner Braut in den Boden hätte sinken mögen. In der Art und Weise, wie Frau Kaulbach bei dieser Erzählung schaute und lächelte, lag alle Freude und alles Leid ihrer Liebe und Ehe. Kaulbach hat eine treue Seele an ihr gefunden, ein Weib, das ihn liebte und verehrte, wie den einzigen Mann dieser Welt; er war neben den Kindern ihre vornehmste Sorge, und mit bitterem Gram hat sie ihm die Augen zugeedrückt. Auch er fühlte tief den Wert dieser Frau, wenn es auch manchmal den Anschein nahm, als ob er, der für allen weiblichen Reiz so sehr empfängliche Mann, dessen Geschäft ja das Schöne war, sich zeitweilig von ihr entfernen könne; aber das Heimweh bestel ihn bald, und da hielt ihn weder die Zauberin Circe noch die göttliche Nymphe Kalypso fest. Er konnte sich seiner Frau nicht erwehren, sie ging ihm nach bis in seine Bilder hinein, und die Kinder kamen mit ihr. Was man als gut erkannt, auch als



Josephine Kaulbach als junge Frau





schön erkennen zu müssen, das übt eine Gewalt über Gemüt und Herz und Phantasie, der nicht zu entrinnen ist. Diese Güte und Schöne war Frau Kaulbach für ihren Mann, sein Schutz- und Trutzengel, der ihm das Haus heimlich machte und widrige Einflüsse von der Schwelle wehrte . . .

Wenn ich nun weiterblättern will in Kaulbachs Nachlaß, wenn ich die Kompositionen zur Sintflut, zur Sachsenschlacht, die vier Evangelisten vor mich hinlege, so sehe ich nur mit halbem Auge, und aus dem Gedränge von Gestalten steigt mir immer wieder Kaulbach und seine Frau, umgeben von ihren Kindern, auf. Und dann fällt mein Blick von den Bildern hinweg in das Leben, und ich muß der vereinsamten Frau gedenken, welcher Kaulbach den großen Schmerz angetan, vor ihr zu sterben. Ich meine, in der Ferne schluchzen zu hören. Meine Gedanken gehen auf die Wanderschaft, und im Geiste kehre ich in dem gastlichen Haus in der Gartenstraße zu München wieder ein. An der langen Tafel im unteren Ge- laß ist ein Gewühl von Menschen—Männer, Frauen und Kinder— das sind die Töchter des Hauses, die Schwiegersöhne, die Kindes- kinder. Oben an der Tafel sitzt eine schöne, greise Frau, welcher blühende Enkel die Tränen von der Wange küssen. Sie lächelt zwischen Schmerz und Freude. Ich habe diese Frau schon gesehen, und ich kenne ihre Gedanken, ohne daß ich sie erst darum befrage.

Ludwig Speidl



„Ich darf immer mit dem Papa um 4 Uhr essen, und da bekomme ich Spargeln und Wein, und da sagt er immer: „Komm her, du kleiner Frosch, jetzt wollen wir's uns schmecken lassen!“ — und gestern hat er mich so arg angestimmt und hat gesagt: „Schau den schönen Maikäfer im Gras“, und da bin ich gleich hingelaufen und hab' gemeint, er wäre lebendig, und wie ich recht hingeschaut hab', sehe ich, daß er von Schokolade ist, und da hab' ich ihm gleich den Kopf abgebissen, die Flügel und die Beine ausgerupft und den Leib mit meinen Zähnen zerschmettert. Ich hab' den Papa so schrecklich lieb, ich könnte ihn gleich zerdrücken und immer bei ihm bleiben, das wäre halt meine allergrößte Freud'. Gestern bin ich in die Stadt gegangen und hab' dem Papa eine Schokoladenzigarre gekauft, damit er doch auch eine Freud' hat und da hab' ich ihn recht arg angestimmt und hab' gesagt: „Gib acht, in diesem Papier ist eine alte graue Ameise eingewickelt, die sticht furchtbar!“ Da hat der Papa voll Furcht das Papier aufgemacht, und wie er die Zigarre gesehen hat, hat er sie gleich vor lauter Freud' geraucht! — Ich bin schon so glücklich, denn die Erdmännchen haben mir ein wunderschönes Kreuz geschenkt, das hängt an meinem Kastanienbaum, grad an meinem Lieblingsplätzchen, und da hab' ich ihnen gleich einen Dankbrief geschrieben und hab' ihn in die Felsenritze am Tannenhügel gesteckt, und dann haben sie mir noch ein wunderschönes Gartenschermesser geschenkt, da hab' ich gleich damit gearbeitet und recht viel abgeschnitten in meinem Garten.

Ich und der Papa und die Maria sind gestern in aller Frühe in den englischen Garten gegangen. Es war sehr heiß, und wir haben Enten gesehen, die waren noch jung und sehr reinlich. Wir haben uns unter große schattige Bäume gesetzt und der Papa hat uns was Schönes erzählt von einem Herrn, der hat Odisseus geheißen. Der war ein kühner Schiffer und ist einmal vom Sturm auf eine Insel verschlagen worden. Da ist's ihm aber schon besser

Hier und im folgenden habe ich meiner Erzählung Stellen aus meinem Kindertagebuch eingefügt. Sie sind durch Anführungszeichen bemerkbar gemacht.

gegangen wie dem Robinson, denn da war ein guter König und der hat ihm gleich alles gegeben, was er gebraucht hat. Auch nette junge Mädchen waren da, die haben am Ufer ihre schmutzige Wäsche gewaschen und dazu Ball gespielt. Das hat dem Ddissäus ganz gut gefallen. Aber er hätte doch gerne wieder nach Hause mögen zu seiner Frau. Das hat aber noch lang gedauert, und ich bin einstweilen auf der Wiese herumgehüpft und hab' Blumen für die Fräul'n gepflückt. Wie ich wieder zur Bank hingekommen bin, hat die Maria furchtbar geheult und der Papa hat gesagt: „Siehst du, Frosch, wärst du dageblieben und hättest die Geschichte vom kühnen Ddissäus zu Ende gehört, dann lägst du jetzt auch in Tränen — oder nicht?“ „Nein — ich heul' gar nicht gern, aber die Maria tut's alle Augenblicke.“ Dann sind wir heimgegangen und es war so heiß, das alles an mir gepappt hat.

Ich werde jetzt von Herrn Seiberts gemalt! Zuerst hab' ich mich sehr gefreut darüber, denn ich habe gemeint, das wird recht lustig, und dann habe ich auch gedacht, ich bin so schön, daß der Herr Seiberts durchaus mein Bild haben möchte. Aber die Mama hat mir's dann schon erklärt. Er hätte viel lieber die Maria gemalt, weil die doch sehr hübsch ist, aber die ist ja in Reichenhall, und weil er grad die richtige Leinwand in meiner Größe hat, so will er halt mich malen. Also jetzt geh' ich alle Sonntage nach der Kirche mit der Fräul'n ins Atelier. Oft wär's schon viel schöner im Garten, besonders weil Sonntag ist. Aber da hilft nichts. Ich darf dann immer das weiße Kleid anziehen, leider auch so ganz lange Hosen, die kann ich nicht leiden. Dann muß ich mich hinstellen. Das erste mal bin ich so erschrocken, denn der Herr Seiberts hat, kaum bin ich dagestanden, einen spitzigen Zirkel gepackt und ist damit auf mein Gesicht losgefahren. Ich war natürlich sehr aufgeregt, und der Herr Seiberts hat mich beruhigt und hat gesagt, ich solle nur stillhalten, sonst sticht er mir die Augen aus. Die Fräul'n hat immer französisch mit mir gesprochen, und das hat mich auch aufgeregt, denn das trifft doch nie an den Sonntagen, da darf man ja deutsch reden! Ich hab' auch deutsch geantwortet. Jetzt hat dann der Herr

Seiberts alles an mir gemessen: die Augen, die Nase, Ohren usw., und ich war recht froh, wie's fertig war. Aber geheult hab' ich doch, denn ich bin so was nicht gewöhnt und hab' mir's viel netter vorgestellt. Herr Seiberts hat dann auf einmal gesagt, ich soll jetzt heimgeh'n, es wird doch nichts mehr heut'. Da war ich froh. Auf dem Heimweg hat mich die Fräul'n immer auf französisch gezannt und ich hab' deutsch geantwortet. Jetzt hab' ich mich an das Malen schon gewöhnt — aber den Papa hab' ich doch gefragt, ob man's denn immer so macht. Er hat gesagt: „Freilich, du stellst dir das Malen so einfach vor! Das ist eine schmerzhafteste Kunst — entweder tut sie innen oder außen weh.“ „Aber warum bist du dann ein Maler geworden?“ „Ja, siehst du, das ist die alte Geschichte vom Licht, das die Schmetterlinge anzieht!“ — „Aha.“

Ich denke noch mit Vergnügen an die längst vergangenen Tage, als ich mit meiner Mutter „in die Stadt“ gehen durfte. War solch eine Partie geplant, so wurden mit einer gewissen Feierlichkeit die Vorbereitungen dazu getroffen. Man zog sein Bestes an, man machte sich schön, schürzte den langen Rock zierlich mit den Händen, so daß man gerade noch den kleinen Fuß mit dem weißen Strumpf ahnen ließ und schritt gemächlich an Gärten und Häusern vorbei, die Bekannten freundlich grüßend, mit dem Bedeuten „wir gehen in die Stadt!“ — Da wurde zuerst der schöne Laden der Brüder Thierry besucht, die durch ihre stattliche Erscheinung eine gewisse Grandezza an den Tag legten. Dann ging es zu dem liebenswürdigen Ehepaar van Hees, die mit der Mutter auf beinah' freundschaftlichem Fuße standen. Überall wurden wir nahezu mit familiärer Herzlichkeit empfangen, und der Gesprächsstoff riß nicht ab. Bei dem regsamen und originellen Ehepaar Gampenrieder, dem ersten Konditor hier unter den Arkaden, wurde ein kleiner Imbiß genommen, bei Queroy, dem Delikatessengeschäft dicht daneben, einige neue Rezepte getauscht, und dann ging es weiter zum Bäcker Seidl. Dort ging die Mutter direkt durch den Laden, wo rückwärts in einem kleinen Stübchen ihre spezielle Freundin, die Frau Bäcker



Josefa Kaulbach von E. Seiberts



Seidl, ihres Amtes waltete (die Mutter Anton und Emanuel und Gabriel Seidls). Diese herrliche Frau lebt nicht nur im Andenken ihrer Kinder fort, sondern sie wird auch von denen, die sie nur oberflächlich kannten, als das Urbild der gescheiten, tatkräftigen, energischen Münchner Bürgerfrau verehrt. Auf sie paßte so recht das gute Wort Luthers, das er auf seine Katharina anwendete: „Die Augen der Hausfrau kochen besser als Magd, Knecht, Feuer und Kohlen!“ Nur schwer konnte man sich von diesem gemüthlichen und originellen Stübchen trennen, wo die so hübsche Matrone in Münchner Tracht jedem Eintretenden ein freundliches Wort sagte. — Doch weiter! Denn wenn wir uns nicht etwas mehr beeilen, kommen wir nicht zu den anderen Freunden allen, denn ach! elektrisch waren damals nur die Wolken bei Gewittern geladen, sonst noch nichts, und auch die Droschken waren dünn gesät. Nun ging's zum „Kospal“ auf dem Rindermarkt. Das Ideal eines eleganten Kaufherrn war der alte Herr C. W. Kospal. Erblickte er von seinem Beobachtungsposten aus einen ihm nur halbwegs bekannten Kunden, so verfehlte er nie, mit verbindlichem Lächeln und vornehmen Allüren die Honneurs zu machen. Wie ein englischer Lord stand er vor uns, denn er war des Rousseauschen Wortes eingedenk: Mangel an Eleganz ist ein Fehler, den kein Weib übersehen kann. Andererseits wußte er aber durch sein liebenswürdiges Wesen die schüchternsten Seelen zum Sprechen und zum Mittheilen ihrer geheimsten Wünsche zu bringen. Stand unser Sehnen und Verlangen nach einem Schlafrock, so glaubte man in seinen schönen blauen Augen die helle Freude über diesen Wunsch zu lesen; verlangte uns aber nach einem Regenmantel, so meinten wir aus seinem freudigen Lächeln zu erkennen, wie sehr er schon längst gewünscht hatte, uns gerade dieses Kleidungsstück vorlegen lassen zu dürfen. Dann sorgte er für gute und prompte Bedienung, überließ uns den Händen der Damen und empfahl sich mit grazios zierlichen Schritten — das war einmal! Nun aber gehen wir zum Bernheimer. Aber, bitte, nicht zu dem großen Bernheimer von heute,



sondern auf den Dultplatz, wo soeben die Dult (ein Jahrmarkt, der sich jährlich zweimal auf dem jetzigen Maximilians- und Lenbachplatz abspielte) stattfindet, zur Freude der Kinder und zum Ergözen des Alters. — Auf diesen Jahrmarkt kamen von nah und fern die verschiedensten Kaufleute mit ihren Waren und legten sie in rot ausgeschlagenen offenen Buden den Münchner Frauen vor die begehrlieh blickenden Augen. Für damalige Zeit war eines der reichhaltigsten Lager an Teppichen, Kleiderstoffen und Leinwand die Bude von Bernheimer (Vater des kürzlich verstorbenen Kommerzienrates), der als rühriger, intelligenter Mann seine Kundinnen wohl zu fesseln wußte und stets das Neueste und Beste vorlegen konnte; — den Spruch: Geben Sie mir das Feuerste, was Sie haben, denn ich bin nicht reich genug, um das Billigste zu kaufen — hatte er sich gut gemerkt und ihn klug zu verwenden gewußt. Seine kleinen Söhne mußten die eingekauften Waren dann im Laufe des Tages bei den Kunden abliefern, und die kleinen Burschen schleppten oft schwer an den Ballen und Paketen, die sie trotz Wind und Regen, Sturm und Sonnenbrand pünktlichst abliefern. Da gab es dann zum Lohn bei den gütigen Damen meist einen kleinen Imbiß; eine Tasse Kaffee oder Tee wurde dem Boten gerne gereicht, der dann mit neuem Eifer wieder weiter wanderte und sich der freundlichen Gaben stets erinnerte. Der seltene Fall ist nun hier eingetreten, daß der Gutsituirte sich mit Freude und Stolz seiner einfachen Jugend erinnert und sich und anderen gerne diese harten Tage ins Gedächtnis zurückruft. Als das Bernheimer-Palais eröffnet war, das große Publikum sich verlaufen hatte und wieder ruhigere Tage gekommen waren, da hat der Kommerzienrat mehrere alte Damen seiner Kundschaft, ihn doch auch zu besuchen, und es wurde ein bestimmter Tag verabredet. Als die Matronen die pompöse Treppe erstiegen und des Staunens und Bewunderns kein Ende fanden, führte der Kommerzienrat sie an das große Fenster gegen den Lenbachplatz. Wie überrascht waren die Damen aber, als sie hier ein zierliches Tischleindeckdich fanden, mit Tee, Kaffee und guten Lecker-

bissen beladen. Mit liebenswürdigen Worten lud der Kommerzienrat nun die Damen ein und sagte, daß er nicht ohne Absicht gerade hierher das Tischchen habe stellen lassen, hier, wo man direkt vom Fenster aus die Stelle sehen könne, wo seines Vaters Bude gestanden habe und die Damen vor vierzig Jahren eingekauft hatten. Und nun freue es ihn, sich der damals erwiesenen Güte erinnern zu dürfen und bitte auch bei ihm einmal eine Tasse Tee und kleinen Imbiß zu nehmen, er fürchte aber, es werde den Damen nicht so schmecken wie ihm damals vor langer, langer Zeit. —

Auf der damaligen Dult aber kaufte man nicht nur schöne Kleiderstoffe und Leinwand; auch für die Küche wurde da vorgesorgt, indem die Hausfrau schönes irdenes und Porzellangeschirr kaufen konnte, was das Herz nur begehrte. In den Eschenanlagen und entlang der Häuser waren diese Kostbarkeiten auf Strohlagern weich gebettet und wurden unter Gottes freiem Himmel dem Publikum vorgelegt. — Und diese prächtigen Sachen, die man da für drei Kreuzer erwerben konnte! Für uns Kinder ein Paradies, das seinen Höhepunkt in dem großen Policinell fand, das stets vor dem Himpfelhaus, wo jetzt die Deutsche Bank steht, aufgestellt war — daneben das wunderbare Karussell mit den Schwänen und dem Schimmel, und zuletzt der Schichtl! — dieses Museum von Weltwundern und Aufsehen erregenden Naturereignissen, gegen die in meiner Erinnerung das Deutsche Museum doch nur wie eine schwache Nachahmung erscheint! — Ja! diese Zeit war ein Stück Leben für die damalige Jugend, und so etwas Schönes gibt es eben doch nicht mehr — trotz Tennis und Ski, Rodel und Aeroplan. —



Des Vaters Stimmungen waren sowohl nach der guten als nach der schlimmen Seite hin ganz unberechenbar, und er genoß das Vorrecht der Künstler, „Stimmungen unterworfen zu sein“, in vollem Maße. Er kannte in seiner Liebe und Güte im Schenken und Wohltuen keine Grenzen. Nahte das Weihnachtsfest, so war es seine größte Freude, die Geschenke, mit welchen die Verwandten in Westfalen bedacht wurden, zu betrachten, die Kleider mit kritischem Blick zu prüfen und besorgt zu fragen: „Ist das aber auch ein guter Stoff, Josefine?“ und „Wie lange kann man so etwas tragen?“ Kam es vor, daß jemand ein Geschenk von Vater nicht annehmen wollte, so war er sehr böse und ärgerlich und fand es ganz unbegreiflich, daß man ihm die Freude des Schenkens nicht machen wollte. Daß aber seine Gutmütigkeit gar zu oft mißbraucht wurde, ist selbstverständlich. Im Atelier wurde er von Hilfsuchenden überlaufen, die wohl selten abgewiesen wurden. Trat er aus der Akademie auf die Neuhauserstraße hinaus, so kam Leben in den nahen Droschkenplatz. Die Kutscher wetteiferten, dem Herrn Direktor vorzufahren, den sie alle kannten und aus naheliegenden Gründen gerne hatten. Der Not gehorchend, mußte er dann einen Wagen besteigen, die anderen „Herren“ auf morgen verträöstend oder sich mit einer Zigarre loskaufend. Kam er am Hause an, so griff er in die Westentasche, wo die verschiedenen Geldstücke einzträchtig zusammen hausten, nahm eine Handvoll heraus und bot sie dem Kutscher an mit den Worten: „Nun, lieber Freund, was bekommen Sie? Suchen Sie sich heraus!“ Der, wohl ahnend, daß der Herr Direktor sich niemals über die Tage klar war, hatte plein pouvoir und kam schwerlich zu kurz. — Daß der Vater aber so sehr freigebig gegen Arme war, hatte vielleicht seinen Grund darin, daß er an seine eigene Jugend dachte, wo er mit seinem unglücklichen Vater von Tür zu Tür zog, um Arbeit zu erbitten oder kleine Bilder zu verkaufen. Ich erinnere mich an einen Mittag, wo er ganz verstört nach Hause kam, nichts essen wollte, sich in sein Zimmer einschloß und später nur in Bruchstücken erzählte: Es war ein alter

weißhaariger Mann gekommen, der um ein Almosen bat. Papa war hoch oben auf der Staffelei mit Malen sehr beschäftigt und wies den Mann mit kurzen Worten ab. Erst als dieser die Tür schon in der Hand hatte und im Fortgehen war, schaute Papa auf und es trafen sich die Blicke der beiden; und in diesem Moment war es ihm, als wenn der alte Kaulbach, sein Vater, einen flehenden Blick zurücksende! — Bis aber Papa von der Staffelei herabgestiegen, das Handwerkszeug weggelegt hatte und dem Bettler naheilte, war der Alte schon fort und trotz allen Suchens nirgends mehr aufzutreiben.

Eine Sonderheit meiner Eltern war es, daß sie, soweit ich mich erinnere, niemals oder doch nur sehr selten und ungern zusammen ausgingen. War es aber wirklich manchmal nicht zu vermeiden, so schritt der Vater immer ein paar Häuser weit seiner Gattin voraus, nur manchmal an den Ecken stehenbleibend, ob die Mutter auch komme. Durch diese fatale Angewohnheit aber wurde ich in ein schweres Dilemma gebracht, denn teils wäre ich gern mit dem Vater vorausmarschiert, teils aber fühlte ich auch die Verpflichtung, die Mutter nicht zu verlassen. So trachtete ich, beide durch gute Worte zu vereinigen, was mir aber nur auf Momente gelang; verlangte ich gar „zum Spaß“, sie sollten Arm in Arm gehen, so wurde ich einfach ausgelacht, und die Entfernung wurde größer als vorher. So blieb mir denn meist nichts anderes übrig, als in der Mitte zwischen den äußerlich getrennten Eltern hin und her zu hüpfen; für unbefangene Zuschauer muß diese dreiteilige Familie oft ein sonderbarer Anblick gewesen sein.

Ebenso heftig und überschwenglich wie in seiner Güte, war der Vater aber auch in seinem Zorn oder in seiner bösen Laune. Da war er wirklich zu fürchten und konnte seine Umgebung und seine liebsten Menschen oft recht quälen; ein kleiner Vorgeschmack von übler Laune wurde schon hervorgerufen, wenn der Vater ein paar Zeilen, oder gar, o Schrecken!, einen Brief schreiben mußte! Das ganze Haus fibrierte da schon vorher, und jedes von uns zog sich

gern in unerreichbare Fernen zurück, wenn es hieß: „Seid stille, der Vater schreibt!“ Bis der richtige Stuhl, der passende Tisch, das beste Papier, und nun erst die vorzüglichste Feder gefunden war! Lieber Gott! Diese armen, unschuldigen Gänsefedern! Wie viele wurden da als ganz „niederträchtiges Zeug“ fortgeworfen, von der „Fräul'n“ wieder frisch geschnitten, probiert und endlich doch mit einer modernen Stahlfeder vertauscht. Papa stand mit der Orthographie auf keinem guten Fuß, und so wurden denn die Buchstaben fleißig, aber etwas vorsichtig nebeneinander hingemalt. Manche Worte mußte man ihm vorschreiben, und oft kam es vor, daß er mitten drin rief: „Der Teufel soll's holen, wie macht man denn ein großes R? Bei mir wird immer ein K daraus!“ Wie geschmeichelt fühlte ich mich dann (hatte ich überhaupt den Mut, anwesend zu sein), wenn ich mit meiner „Bildung“ aushelfen und ihm den widerspenstigen Buchstaben vorschreiben durfte. Gleichwohl hatte Papa eine sehr schöne leserliche und charakteristische Handschrift.



„Ich lese jetzt sehr viel in meinen Bücher, und die Liederfibel ist mein Lieblingsbuch. Da habe ich gleich all die Gedichte gelernt, zu denen der Papa die Zeichnungen gemacht hat. Die haben mir am besten gefallen, weil sie gar so lustig sind. Z. B. des Esels Trost, die wandelnde Glocke, Wettstreit von Ochse und Esel, der Froschkrieg. Da sitze ich dann immer vor meinem neuen Schrank und bin ganz weg. Mein Kind, die Klara, muß mir jetzt auch schon viel im Hause helfen, und sie ist recht fleißig. Sie kann schon Mandelmilch kochen und muß Aufgaben schreiben, ist aber oft recht eigensinnig und furchtbar eitel. Die Klotilde, mein jüngstes Kind, ist viel krank und muß viel Arznei nehmen, was sie nicht gerne tut. Der Doktor kommt jeden Tag, und ich bin recht besorgt um sie, denn sie sieht nicht gut aus und der Sprung in ihrem Kopf will gar nicht zuheilen. Ich schaue oft Bilder mit ihr an, damit sie doch nicht immer an ihr Leiden denkt. Meine Älteste, Ida, die dicke Nudel, weint oft über sie, wenn sie so jämmerlich schreit. Dann heulen oft alle viere. Ach! ich bin froh, wenn so ein Tag aus ist, damit ich doch ausruhen kann von aller Sorge und Plage. Uebershaupt habe ich doch sehr viel an meinen Kindern zu erziehen! Jetzt will ich aber doch einmal meine ganze Tageseinteilung beschreiben, denn das ist doch sehr wichtig. Um 7 Uhr komme ich herunter und mache den Kaffee mit der Mama und richte alles schön für den Papa her oder ich gehe geschwind noch in den Garten und schaue mich um, wie alles seit gestern gewachsen ist, damit 's der Papa gleich weiß. Dann wiederhole ich meine Aufgaben und wenn der Papa frühstückt, leiste ich ihm Gesellschaft und erzähle ihm interessante Sachen. Dann gehe ich ins Lernzimmer und die Fräul'n gibt mir deutsche Stunde bis 11 Uhr, dann bin ich frei und esse ein großes Butterbrot. Um 12 Uhr arbeite ich die Aufgaben für den nächsten Tag, und dann gehen wir zu Tisch, wo es mir furchtbar gut schmeckt, und gleich nach Tisch laufe ich mit der Fräul'n in den Garten und bewerfen uns im Winter mit Schneebällen und im Sommer mit Heu, oder wir besuchen den Fuchs. Der ist immer so lustig und springt immer auf

sein Häuschen; er kennt mich schon ganz gut, er will mich aber doch immer noch in die Waden beißen, und wenn man ihm ein Ei gibt, macht er es so nett auf und schlürft mit der spitzen Zunge den Eidotter heraus. Neulich hat er eine tote Ente bekommen, mit der hat er lange gespielt, bis er sie endlich angenagt hat. — Also am Nachmittag habe ich französische Stunde bis 4 Uhr, dann spiele ich Klavier und dann muß ich nähen, bis mein herzliebster Papa zu Tisch kommt. Da hol' ich dann die Speisen und helfe der Mama in der Küche. — Am Abend versorge ich meine Kinder und lese in Schmid's Schriften oder auch Märchen von Andersen und Grimm. Manchmal kommt der Herr Köckel und macht Kunststücke; einen Stein hat er einfach im Wasser aufgelöst, hat Wasser auf Bier geschüttet, und es ist gar nicht durcheinandergekommen. Er kann auch einen Gulden in einer Schüssel tanzen lassen und einen Sechser in ein Glas blasen. Er ist ein sehr geschickter Mann, aber er wohnt in einer dunklen Höhle in der Schönfeldstraße, und alles ist voll von Siegeln und Münzen und Staub und altem Gerümpel. Um 10 Uhr gehe ich ins Bett und schlafe wie ein Siebenschläfer, und am Sonntag juchhe! Da bin ich frei. Da gehe ich mit der Mama in die Kirche und nachmittags besuche ich meine Freundinnen. Den ganzen Sonntag aber darf ich deutsch reden — das tut wohl. Dieses ist die Ordnung von meiner Woche. Manchmal kriege ich auch ein Fleißbillet, das lege ich dann dem Papa hin und da meint er zuerst, es gehört ihm. Aber dann freut er sich doch sehr und schenkt mir einen halben Gulden. Und die Mama freut sich natürlich auch recht über mich.

Ich bin sehr lustig, weil der Hermann von Weinheim hier ist und da wurde sein Stück aufgeführt, das Gruseln. Die Buben<sup>1)</sup> haben die Kulissen gemalt, die Fräul'n hat sie aufgepappt, und ich habe die Farben gerieben. Wir haben sehr viele Kinder eingeladen zu diesem Puppenspiel, und alle waren recht vergnügt, und es hat ihnen sehr gut gefallen.“

<sup>1)</sup> Rudolf Kuppelmaier, Karl Dürk u. a.

Die alte Sofie Schröder, die frühere Schauspielerin und Mutter der berühmten Schröder-Devrient, wohnte im Tattenbachhause uns gerade gegenüber. (Graf Tattenbachs waren gute Freunde von uns allen, ebenso von der Familie Dürck.) Durch diese Nachbarschaft hatten wir viele genussreiche Stunden. Die alte Dame war sehr viel bei uns im Garten und deklamierte oft aus einem kleinen roten Buche, in welches ihr Sohn mit Riesenbuchstaben (wegen ihrer schwachen Augen) ihre Lieblingsfachen eingetragen hatte. Wenn ihre Schülerinnen ihr etwas vordeklamierten und sie Unterricht gab, so mußten diese immer sehr laut reden, denn Frau Schröder war schwerhörig. Da war es dann für mich ein Hauptvergnügen, am Tor im Garten zu stehen und zuzuhören, wie die heftige alte Dame oft dreinfuhr, die Schüler unterbrach und ihnen die Szenen wunderschön vorsprach. Auf diese interessante Art lernte ich hier zuerst die Braut von Messina, die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart kennen. — Eine fatale Zugabe waren aber, speziell für meinen Geschmack, die beiden Schoßhunde Frau Schröders. Diese, wahre Methusalems an Jugend, wurden von ihrer Herrin abgöttisch geliebt und durften nicht von ihrer Seite gehen. Der eine, Bello, war stockblind und ebenso taub, während seine Gattin Maid ein unheilbares Leiden hatte, so daß der Name Schoßhündchen wie Ironie klang. War nun Frau Schröder oft Nachmittage lang bei uns im Garten, so ward mir, als der Jüngsten der Familie, das bittere Los zuteil, für die lieben Tierchen zu sorgen, und durfte ich es mir noch zur Ehre rechnen, daß ich für sie die niedersten Dienste zu verrichten hatte. Mit lauter Stimme und in schönem Bühnendeutsch mußte ich dann der alten Tragödin berichten, was die lieben Kleinen alles Herrliches geleistet hatten. Manch heimlichen Puff habe ich da den Lieblingen ausgeteilt und wie frohlockte ich erst, als Frau Schröder eines Tages ganz verzweifelt herüber sagen ließ: „Maid ist tot!“ Meine verheiratete Schwester, die dies nicht wußte, auch Maid nicht so kannte oder sich des lieben Geschöpfes im Momente nicht erinnerte, kam am



selben Tage zu Frau Schröder, und als diese ihr in grenzenlosem Jammer entgegenrief: „Maid ist nicht mehr!“, sagte Maria, weil sie glaubte, es sei eine ihrer Schülerinnen: „Ach, das arme Fräulein!“



Josefa, dem Vater vorlesend

„Jetzt muß ich doch etwas sehr Interessantes erzählen, was heut' nacht passiert ist. Also ich habe geschlafen, und mitten in der Nacht um 10 Uhr hör' ich, daß die Mama aufsteht und ans Fenster geht und hinunterruft: „Wer ist da?“ Dann hat sie sich angezogen und ist 'nausgegangen. Ich hab' mich gefürchtet und bin einstweilen unter die Decke gekrochen. Dann ist die Mama wiedergekommen, und wie sie mich gesehen hat, hat sie gesagt, ich soll nur ruhig sein und schlafen, sie muß in den Garten und etwas nachschau'n. Aber da hab' ich geheult, fürchterlich! Endlich hat sie halt gesagt, ich soll mich anzieh'n und mitgeh'n. Da bin ich schnell 'raus, und wir sind 'runtergegangen, da war schon der Papa und die Maria und die Fräul'n. Alle haben nur ein biss'l was angehabt, aber der Papa war elegant, denn der hat den Degen von seiner Uniform in der Hand gehabt. Die Maria hat ein nettes Häubchen aufgehabt und ein Nachtläckchen. Auch die Fräul'n hat ein kleines Röckchen angezogen, und die Zöpflein haben gezittert. Sie hat mir also schnell erzählt, daß ein Gendarm fest geläutet hat und dann gesagt hat, daß drüben im Gartenhaus an der Königinstraße eingebrochen wird, und die Polizei wird gleich hinüberkommen, und wir sollen nur aufpassen, daß die Diebe nicht durch den Garten laufen. Also da sind wir alle in den Garten gegangen, denn es war doch recht unheimlich. Der Mond hat ganz hell geschienen, und der Papa hat's wunderschön gefunden und hat immer Gedichte aufgesagt und hat die Mama immer Julia genannt und hat sie gefragt, ob's die Nachtigallen sind, die so singen oder die Lerchen — es waren aber doch bloß Grillen! Dann hat die Mama gesagt: „Sei doch stille, die Diebe hören uns ja!“ Der Papa war aber nicht still und mir war's unheimlich und hab' nicht gewußt, an wem ich mich anhalten soll. Dann bin ich zur Fräul'n und bin mit ihr und der Maria hinterdreingegangen. Dann hat der Papa seinen Degen genommen und hat in die Heuhaufen hineingestochen, um zu probieren, ob ein Kerl drinsteckt. Aber es war leer, und ich hab's dann auch ein biss'l probiert mit meinem Sonnenschirm. Endlich waren

wir drüben, und wir haben uns auf die Wiese in die Heuhaufen gesetzt.

Da hat's auf einmal gräßlich zu poltern angefangen auf dem Dach, und alles hat gezittert und gewackelt. Wir sind alle still da-gesessen und waren arg erschrocken und haben immer gehorcht. Auf einmal husch! ist ein langes, kleines Tier wie ein Wind auf dem Dach vorübergesaust. Dann noch eins und wieder eins. Sie sind hin und her gesaust und auf einmal waren sie wieder weg. Da hat der Papa laut gelacht und hat gerufen: „Marder! Marder sind's! Keine Einbrecher!“ Also, daß so kleine Tiere solchen Spektakel machen können! Jetzt waren wir alle recht froh, und die Gendarmen auf der Straße haben noch immer gewartet. Der Papa ist zu ihnen hinausgegangen und hat gesagt, sie sollen ihre Mordwaffen einstecken und ins Bett gehen, er wird mit diesen Einbrechern morgen schon allein fertig werden. Dann sind wir alle ins Bett gegangen. Am anderen Tage hat der Papa zum Grafen Tattenbach hinüber-geschickt und hat ihn eingeladen zur Marderjagd mit seinen kleinen Dackeln. Dann ist auf dem Dach das Loch, wo sie 'reingekrochen sind, ganz verstellt worden mit einem Gitter, und der Dackel ist hineingekrochen, und dann ist's furchtbar zugegangen drin. Sie haben gezischt und geschnaubt, gebellt und geschrien, und herausen ist der Graf mit dem Schießgewehr auf der Lauer gestanden, damit er den Marder gleich totschießt.

Dann ist's auf einmal ruhiger geworden, und ein Dackel ist aus dem Loch herausgekommen mit einem toten Marder im Maul! Dann ist wieder was herausgekrabbelt, und das war der andere Dackel, der aber ganz blutig und recht krank war. Auf einmal ist was Haariges, Pelziges herausgeschlüpft und bums — hat der Graf geschossen und tot war er. Dann hat man noch einen Marder gefangen und ein anderer ist in den englischen Garten geflohen. Die tapferen Dackel sind dann recht gelobt und belohnt worden und haben Regensburger Wurst und Milch bekommen. Der Kranke hat mir so leid getan, denn sein Ohrläpperl ist ganz zerbissen und es

hängen Fezen herunter. Auch auf dem Rücken hat er Wunden und das nette Schwänzerl hängt ganz traurig da. Ich hab' ihn getröstet und mit der Mama gut verbunden. Da hat er recht gewinselt und war so arm. Ich hátt' ihn so gern in mein Bett gelegt, aber die Mama hat gesagt, das geht nicht gut, denn der Graf will ihn bei sich drúben haben.

Den gefangenen Marder hat der Papa an ein Kette gelegt und hat ihm am Turnplatz ein nettes Häuserl zum Schlafen richten lassen. Aber er ist noch so wild und will nicht zahm werden.

Gestern ist der Dettel Dürk, der Freund vom Hermann, gekommen, und die Buben haben mit dem Marder gespielt. Auf einmal hat der Marder einen Sprung gemacht, und der Dettel hat geschrien, denn er war voller Blut. Der Marder hat ihn nämlich in den Mund gebissen. Dann haben wir den Dettel an den Brunnen geführt und haben ihm geholfen, denn ein biss'l blaß ist er schon geworden, und ich bin schon recht erschrocken. Der Papa hat die Buben gezankt, daß sie so dumm sind und mit solch einem Tier spielen wollen. Der Dettel ist dann heimgegangen, weil er noch Aufgaben machen muß.

Und jetzt ist die Geschichte von der Marderjagd aus, und ich will mein Tagebuch schließen und mich ausruhen. —“

Vor meiner Zeit sollen die Eltern sehr gesellig gelebt haben. Besonders höre ich viel von den Sonntagskindern erzählen; da ich aber nur selbst Erlebtes und nur solches, was zu meiner Erzählung gehört, berichten möchte, so überlasse ich die Schilderung dieser interessanten Sonntage gerne denen, die sie selbst miterlebt haben, nämlich meinen Geschwistern.

Außer einigen lustigen maskierten Kinderbällen, bei deren einem mein Vater als Konditor eine große und süße Rolle spielte, kann ich mich keiner besonderen Feste im Elternhaus erinnern. Doch hatte es Papa immer gerne, wenn ich Sonntags meine Freundinnen einlud, und schaute oft von ferne zu, wenn wir unsere Spiele im Garten machten. Erst als ich in die Backfischjahre kam, luden die Eltern oft Gäste zu Tisch, wobei ich aber nicht assistieren durfte. Höchstens mußte ich beim Tischdecken und Servieren behilflich

sein, und das war für mich eine besondere Freude; denn ich setzte meinen ganzen Ehrgeiz darein, möglichst geräuschlos und umsichtig meine Sache zu machen und erntete sogar von der Mutter öfter einiges Lob, was mich, da dies so selten der Fall, um so mehr beglückte und in meiner Kunst sicherer machte. Aus diesen kleinen Dinern entstanden später regelmäßige schöne, lustige Sonntagsmitage, die für uns eine unvergeßliche Erinnerung sind und vielleicht auch manchen Freunden der Familie im Gedächtnisse blieben. Bevor ich aber von dieser späteren Zeit erzähle, möchte ich die oben erwähnten Erinnerungen meiner Geschwister auffrischen und erzählen, was ich hierüber durch Tradition weiß:

Die Sonntagskinder. Der Sonntagabend war Ende der vierziger Jahre im Kaulbachschen Hause der Geselligkeit gewidmet. Eine große Zahl von Freunden fand sich regelmäßig ein, und mit ernsten und heiteren Gesprächen, mit Musik und Dichtkunst und interessanten Vorträgen aller Art verflossen die Stunden rasch. Die Bewirtung war dabei die denkbar einfachste: es gab jedesmal Kalbsbraten mit Kartoffelsalat, allerdings beides von der Mutter mit besonderem Verständnis und so vortrefflich zubereitet, daß lange noch der „Kaulbachsche Kalbsbraten“ eine traditionelle Berühmtheit genoß. Nach und nach hatte sich ein Grundstock von Intimen gebildet, die sich den Namen „die Sonntagskinder“ beilegte. Um diesen Kreis kristallisierte sich, was von Fremden zu längerem oder kürzerem Aufenthalt in München war, und es wird wohl keinen Namen von Bedeutung geben, dessen Träger nicht wenigstens vorübergehend der Gast des Hauses gewesen ist. Es existiert noch in unserer Familie ein reichverziertes Album, welches die „dankbaren Sonntagskinder“ der Mutter geschenkt hatten. Das Widmungsgedicht ist von Ernst Förster, dem bekannten Kunsthistoriker, illustriert von E. Neureuther, dem berühmten Illustrator. Die Blätter des Buches enthielten Beiträge aller Art von den Malern Kottmann, Reichlein, Dürck (meinem späteren Schwiegervater), Asher und Diez, von den Musikern Franz Lachner, Speidel, Goltermann, von Franz

Liszt, der Fürstin Wittgenstein, von Geibel, Liebig, Graf Poggi, Casaulx, von Perfall, dem späteren Intendanten, von Bluntschli, dem bekannten Staatsrechtslehrer, und vielen anderen mehr.

Im Jahre 1846 war auch die berühmte Sängerin Jenny Lind, die in München an der Oper auftrat, während dieser Wochen in unserem elterlichen Hause Gast. Die Sängerin wollte nicht in einem Hotel, sondern in einer Familie aufgenommen sein; dies hatte der Direktor des Konservatoriums, C. Hauser, an einem Sonntage im Kaulbachschen Hause erzählt, und der Vater, leicht entflammt, hatte ohne weiteres sogleich seine Gastfreundschaft angeboten. So fuhr denn eines schönen Tages der eigens für Jenny Lind gebaute große Reisewagen, mit Koffern und Kisten hochbepackt, zum Gartentor herein. Daß hiebei die sorgfältig gepflegten Blumen und die reinlichen Wege verdorben und vertreten wurden, erregte sofort den Zorn des Vaters, der sich überhaupt ein ganz anderes Bild von der schwedischen Nachtigall gemacht hatte. Jenny Lind war eine äußerst liebenswürdige, aber ebenso launische und verwöhnte Künstlerin und unterlag noch mehr ihren Stimmungen wie Kaulbach. Die Mutter mag da wohl manche fatale Stunde durchkosten haben, denn beide Künstler bewegten sich in Gegensätzen: war der eine verstimmt, so war der andere guter Laune; hatte der eine Lust, allein zu sein, so wollte der andere Menschen um sich sehen. Der Höhepunkt dieser Extreme war aber an dem schönen Abend erreicht, als Jenny Lind im Freischütz das Annchen sang. Sie hatte während der Vorstellung das Mißgeschick, ihren Schuh zu verlieren; dadurch kam sie aus der Stimmung, das wirkte wieder auf das Publikum — das Fluidum zwischen Bühne und Hörern war fort, und der erwartete Erfolg blieb aus. — Zu Hause aber hatte die Mutter eine große Gesellschaft geladen, und alles war gespannt, die berühmte Sängerin von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Wer aber nicht zum Vorschein kam — war Jenny Lind. Sie hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen und hörte auf kein Rufen und Pochen. Der Vater, ärgerlich über diese Rücksichtslosigkeit, schloß sich ebenfalls ein

und überließ die erstaunten Gäste der Mutter, die sich am anderen Morgen ein Vergnügen daraus machte, den beiden zu berichten, wie außergewöhnlich gelungen und besonders heiter der Abend verlaufen sei.

Ungeachtet all dieser kleinen und großen Intermezzi waren die Wochen des Lindschen Aufenthalts doch äußerst interessant und belebend. Gäste kamen und gingen, und es war ein heiteres und sehr musikalisches Treiben im Hause. Nach der Weihnachtszeit reiste die Sängerin wieder ab; ein lebhafter, mehrere Jahre währender Briefwechsel zwischen Josephine und Jenny Lind zeugen von dem guten Einvernehmen der beiden Frauen. Aber trotz der großen Verehrung und Bewunderung, die Kaulbach und die Sängerin für einander hatten, waren sich diese beiden doch nicht näher gekommen.



die mythe Linnæ

M.H.

Als meine Geschwister einige Jahre älter geworden waren, bildeten auch für sie die Sonntage einen Tag der Freude, denn die befreundeten Familien brachten ihre Kinder, die vom Säugling an vertreten waren, mit. Letztere wurden in die verschiedenen Betten gelegt, die jungen Mütter zogen sich von Zeit zu Zeit von der Gesellschaft zurück, um ihren Mutterpflichten nachzukommen, und nachts wurde dann das kleine Volk wohlverpackt von den dazugehörigen Eltern nach Hause getragen. — Es war da oft ein Kreis von 20 bis 30 Kindern versammelt. Im Winter wurden alle erdenklichen poetischen Überraschungen und Theaterspiele ausgeführt, wobei der Hofmeister unseres Bruders, Herr Flak, als Intendant und trefflicher Ratgeber figurierte. Er gründete z. B. eine Zeitung „Der kleine Rosengarten“, welche die kleine Schar zu ihren Mitarbeitern hatte und zu der jeden Sonntag Beiträge geliefert werden mußten in gebundener oder ungebundener Form. Herr Flak, als König Siebich, beurteilte die Arbeiten, und es kam oft zu hitzigen schriftlichen Kämpfen. Im Laufe des Winters wurde dann noch ein großer Kinderball gegeben, dem jedesmal ein hübscher poetischer Gedanke untergelegt war. Z. B. kamen die Knaben als Ritter und erkämpften sich im Turnier hoch auf wappengeschmückten Pappendeckelrossen den Siegeskranz, den die Mädchen, als Blumen aus König Siebichs Rosengarten kostümiert, den tapferen Neckern schüchtern überreichten. Ein andermal hatten wir mit Hilfe des Vaters vor dem Gartentor einen Riesenschneemann gebaut, der als Portier mit weitausgreifenden Armen auf das hellerleuchtete Haus wies, wo ein kleines Lustspiel, vom Bruder Hermann gedichtet, von den Kindern aufgeführt wurde. Im Sommer aber bot der große Garten mit seinen schattigen Wegen und köstlichen Schlupfwinkeln, mit dem einsamen Schweizerhäuschen, in dessen Kellerraum es nicht recht geheuer war, und dem plätschernden Brunnen mit den bemoozten Karpfen, Interesse und Spielgelegenheit in so reicher Wahl, daß die Kinder die Pläne und Ideen nicht alle in einem Sommer bewältigen konnten und für die nächsten Jahre das Programm



längst fertig hatten. — Wehe aber dem, der bei solch lustigen, tollen Spielen die Rücksicht auf Tiere und Pflanzen außer acht ließ oder gar nach Kinderart die ersteren zum Verfolgungsobjekt erkor. So war es auch ein für uns unvergeßliches Strafgericht, das über einen unserer Gespielen, den damals etwa dreizehnjährigen v. K. erging, als er im Garten ein Vogelnest entdeckt und mit bedächtigen Geschick ausgenommen hatte. Wie unser Ältervater Adam wurde er aus unserem Paradiese vertrieben und hatte nicht einmal den Trost, eine Eva als Begleiterin zu haben.





Gockel. Rindern Fiedel. I. — — — für Jäger.  
 Gockel dem Jäger sein besitzlich! ich hab' mich sehr viel  
 Gockel zu thun! Ich hab' die Papst und die Nonne zu besitzlich!  
 Und die Papst sagen. für Gockel sein besitzlich und Papst  
 Viel Gockel sein besitzlich, so sein mit unser Waidwerk.  
 Und bekam es nicht, denn unser Jäger und Gockel  
 Besitzen wir seinen Rindern bei Papst und bei Nonne mit besitzlich

„Ich zeichne jetzt immer sehr viel; der Papa sagt freilich, ich sollte das Tintenzug, oder den langweiligen Venuskopf abzeichnen, aber mich freut's mehr, wenn ich eine Komposition machen kann. Drum lese ich auch so schrecklich gern den „Lederstrumpf“, weil ich dann immer gleich weiß, wie die Sachen und die Menschen und Tiere ausschauen müssen. Also jetzt zeichne ich den Urwald, wo der Pfadfinder und der edle Chingachgook und viele wilde Tiere drin hausen. Da such' ich mir zuerst im Garten die Bäume und Pflanzen aus, die in einen Urwald passen und zeichne die ab. Der Papa hat gesagt, wie er's gesehen hat, es wird ein bedeutendes Werk und er muß sich ordentlich auf die Hosen setzen, damit ich ihm nicht zuvorkomme in der Kunst. Aber ich glaub', das war doch nur Spaß, denn seine Äugeln haben so geblinzelt. Er hat aber gesagt, ich sollte

doch in den botanischen Garten gehen und dort die Palmen abzeichnen, denn die wachsen gern in Urwäldern. Also bin ich gestern mit der Fräul'n hingegangen und hab' die höchsten Palmen gezeichnet. Es war gar nicht so schwer, weil die nicht so viele Blätter durcheinander haben wie andere Bäume. Die wilden Tiere lass' ich dem Papa hineinzeichnen und die Menschen vielleicht dem Hermann. Ich bin schon bald fertig und freut's mich arg, denn es wird ein schönes Bild.

Der Lederstrumpf ist schon das schönste Buch von der ganzen Welt und auch die Indianergeschichten von Dielitz sind herrlich!" — Als im Jahre 1849 der Vater zum Direktor der Akademie ernannt wurde, konnte er endlich seine feuchte, ungesunde „Werkstatt“ in der Tattenbachstraße im „Lehel“ gegen ein für damalige Begriffe sehr schönes Atelier in der Akademie umtauschen. Diesen ersteren Raum hatte ihm König Ludwig I. auf Veranlassung des Grafen Raczyński im Jahre 1836 zur Verfügung gestellt, um darin die großen Bilder „Hunnenschlacht“, „Zerstörung Jerusalems“ ausführen zu können. Es war ein hoher, unheizbarer Raum, den er sogar in den ersten Jahren mit einem Bildhauer B. Leeb teilen mußte. Das Haus war an einem großen Wiesenplatz (später Hofküchengarten) gelegen, den der Vater wegen seines weiten Ausblicks und einiger schönen Baumgruppen sehr liebte. In diesem Garten wurden alle möglichen Tiere gehalten: Füchse, Rehe, Hirsche, Hasen, weiße Pfauen usw. — Modelle für den Keineke Fuchs. — König Ludwig war fleißiger Besucher des tierfreundlichen Menschenfeindes, und auch Königin Theresese kam gerne, versäumte aber nie, ihr Kommen durch ein wohlgefülltes Frühstückskörbchen, das ein Diener vorher brachte, anzuzeigen. — Hier war es auch, wo in den Jahren 1847/48 Lola Montez porträtiert wurde, nicht ohne einige originelle Hindernisse, die genommen werden mußten. Lola hatte einen kleinen weißen Schoßhund, der aber eine Art Idiosynkrasie gegen die weißen Pfauen, die besonderen Lieblinge des Vaters, hatte. Bei einer der ersten Sitzungen nun (welchen auch König Ludwig immer beiwohnte, indem er der Tänzerin die Toilette, die



nach Kaulbachs Angabe aus Paris verschrieben worden war, ordnete, ihr die Füße mit dem Kohlenbecken erwärmte und die Stellung usw. begutachtete) entwischt das kleine Hündchen in den Garten und beginnt sofort mit der Jagd auf die sechs weißen Pfauen. Diese fliegen kreischend und lärmend hin und her, verfolgt von dem kläffenden Hunde. Lola hört Spektakel, glaubt ihren Liebling in Lebensgefahr, vergißt Kohlenbecken und König, stürzt, dem Hunde rufend, hinaus. Der Vater aber zittert für seine schönen Pfauen und rennt hinter Lola her, die aber dank ihrem Beruf flinkere Beine hat. Nun erscheint auch der König im Garten; er will nicht müßig stehen und beteiligt sich an der wilden Jagd, die in rasendem Tempo durch den Garten geht, voraus die Pfauen, dann der Hund, Lola, Kaulbach und der König. — Endlich erscheint der Diener als Retter, faßt den Hund ab, sperrt die Pfauen ein, und der Friede ist wieder hergestellt. Aber noch viele Jahre nachher erzählte der Vater gerne dies Zwischenspiel und hatte großen Spaß, wenn er die Situation so recht drastisch ausmalen konnte, dabei sich selbst nicht weniger ironisierend als die anderen Beteiligten. Das große Porträt wurde nach manchen stürmischen Szenen, die aber nicht alle so harmloser

Natur waren, wie die eben geschilderte, fertiggemalt, fiel jedoch nicht zur Zufriedenheit des Bestellers aus, denn der Künstler hatte die Tänzerin mit der Peitsche in der Hand, mit Schlangen umgürtet und mit entblößtem Halse das Schafott besteigend, dargestellt. Solche Auffassung war dem Besteller nicht genehm. Er drang darauf, daß diese fatalen Kleinigkeiten entfernt würden. Zu weiteren Konzessionen wollte der Vater sich aber nicht herbeilassen, und schließlich blieb das Bild im Atelier und wurde nie abgeliefert (es befindet sich jetzt in Privatbesitz zu Paris). Und doch haben gerade wir Münchner dieser Vielgehaßten etwas sehr Schönes zu verdanken: Am Anfang ihres Aufenthaltes hier in München wohnte Lola in einem Hause auf dem Dult, jetzt Maximiliansplatz, da, wo heute das Parkhotel steht. Die Sandwüste, die sich damals vor den schönen Augen der Spanierin ausbreitete, war ihr ein unangenehmer Anblick, und so ließ König Ludwig eine Allee rotblühender Kastanien vor ihren Fenstern anpflanzen — ob die Tänzerin die Blüte dieser jungen Bäumchen noch erlebte — wer weiß es? Man erzählt, sie sei von München aus direkt nach Ebenhausen geflohen, wo sie in dem kleinen Schloßchen der Reschenauer Höhe bei Zell, jetzt Kuranstalt, mehrere Wochen verborgen gehaust haben soll.



Während mehrerer Sommer 1850/52 hatten die Eltern in Leoni bei Starnberg ein kleines Häuschen gemietet, dem Schriftsteller Hackländer gehörig. — Nicht weit davon entfernt hauste die Familie Dürck, und es entspann sich aus dieser Nachbarschaft ein reizend freundschaftlicher Verkehr, dem sich noch so manche andere Familien anschlossen.

Da war Herr Himbsel, ein geschickter Baumeister, der sich eine reizende Villa dicht am See baute und der die verschiedenen Künstler einlud, das Treppenhaus auszuschnücken; das ließen sich die Maler Kaulbach, Dürck, Usher, Zimmermann nicht zweimal sagen, und so entstanden dort die heut' noch zu sehenden „Vier Jahreszeiten“, worin die ganze Kolonie möglichst porträtähnlich dargestellt wurde. Die Bilder außen am Hause, gegen den See zu, sind alle von W. Kaulbach und überraschen den Vorüberfahrenden durch ihre frischen, leuchtenden Farben. Daß es bei solch gemeinsamer Arbeit sehr fidel und übermütig zugeht, läßt sich denken, besonders, da der gute Hilari-Bolgiano, der kgl. Hofkonfektmeister König Ludwigs I., sein möglichstes tat, um die Künstler bei Laune und gut im Futter zu halten. Jedoch die Hauptperson für leiblichen Speis und Trank blieb immer Frau Leoni selbst, die dickste Frau der Welt, die nur vom Lehnstuhl aus wegen ihrer Körperfülle ihr kleines Reich dirigieren und tyrannisieren konnte. Ihre Tochter Neßl dagegen, das häßlichste Frauenzimmer der Welt, war Mädchen für alles und sorgte dementsprechend für die anspruchlosen Gäste.

Ein Tagesausflug nach Starnberg-Leoni gehörte damals zu den Ereignissen, an denen man zehrte, denn es war dies eine umständliche Sache; und doch brachten viele Freunde dieses Opfer, denn sowohl bei Dürcks als Kaulbachs gingen und kamen viele große und kleine Gäste. Wenn es hieß: morgen gehts nach Starnberg!, dann mußten vor allem Plätze im Postwagen gesichert werden. Früh morgens 5—6 Uhr stand man schon beim Stachus (Bayerstraße) und wurde vom Postillon fest und warm in den Kasten verpackt.

Nun ging's mit Jubel und Peitschenknallen in die Weite, über Wiesen und Felder, über ödes Land und durch dunkle Wälder. Hatte man endlich nach 3—4 Stunden Fahrt den Forstenrieder Park hinter sich, so glaubte man schon die Reise überstanden und die Freuden des Tages dicht vor sich zu haben. Sah man aber das Wasser in der Ferne glitzern und flimmern, so lebte man wieder auf und sah sich im Geiste bei den Wartenden am Ufer! Aber nur Geduld. Bei „Pellet“, dem einzigen Gasthof Starnbergs, wurde ein kleiner Imbiß eingenommen, und dann stürmte man an den See, wo die Dual der Wahl um ein Schifflein nicht schwer war, denn es gab nur etwa 5—6 solch kleine Einbaum-ähnliche Gebilde. Endlich strich das Schiff durch die Wellen, und mit Musik und lustigem Geschrei ging's dem andern Ufer — Leoni entgegen, wo die Wirte mit der Kinderschar die Freunde erwarteten und gespannt waren, wer da wohl alles aussteigen würde. Da kam mal der Musiker W. Speidel zutage, dann M. v. Schwind, Maler Schorn mit Familie, Ernst Förster und so manch andere, deren Namen der Zeit zum Opfer fielen und doch in der Gegenwart so viel bedeuteten. Wie schnell flogen die Stunden dahin — denn vor Abend mußte man wieder an die lange Heimfahrt denken!

Im Jahre 1853 schrieb die Mutter dem Vater nach Berlin, daß das Gerücht gehe, eine Eisenbahn sollte zwischen München und Starnberg gebaut werden; ganz Seeheim war in Aufregung darüber. Und dann, o Wunder, kam nach ein paar Jahren die Nachricht, daß der alte Himbsel auf eigene Rechnung ein Dampfschiff bauen wolle, und Kaulbach sollte für die Figur vorne am Schiff die Zeichnung entwerfen!

Waren Partien und Spaziergänge geplant, so wurden auch sämtliche Kinder und Dienstboten mitgenommen. Da gabs einen geräumigen Kinderwagen, in den oft drei bis vier Kinder verstaute wurden: Fritz und Fine Dürck, oder Marie, meine Schwester, und meine Wenigkeit im kleinsten Format. Eigentlich sollte die alte Gustl (die Dürck'sche Kinderfrau) den Wagen schieben, doch litt

daß der Vater selten, denn er selbst sorgte für unser aller Fortkommen und schob, manchmal von Asher abgelöst, die große Fuhr. Ging's aber am Abend (natürlich ohne das Kinderzeug) auf die Rottmannshöhe, wo weder Zahnradbahn noch gute Wege hinaufführten, so wurde Proviant mitgenommen, unterwegs kleines Holz gesammelt, und oben auf dem Platz, wo sich jetzt der Riesenbau mehr gewaltig als schön erhebt, ein lustiges Feuer angezündet, Kartoffeln gebraten und Kaffee gekocht und dazu musiziert! Die herrliche Altstimme von Frau Dürk gab da den Ton an und bildete das Entzücken meines Vaters. Unter Sang und Klang und Harmonikabegleitung zog man dann durch den stillen Wald heimwärts, und niemand war froher als der Vater: „Kinder, wenn ich jetzt in der Sandwüste in Berlin säße!“



„Jetzt will ich aber auch von der silbernen Hochzeit erzählen, welche diesen Sommer 1859 gefeiert wurde. Das Schweizerhäuschen war ganz mit Blumen und Kränzen geschmückt, und Girlanden hingen vom Dach herunter; an den Fenstern waren Tannenzweige, und das Lieblingsplätzchen von Papa war ganz mit Blumen überzogen und mit Tannen überschattet, wie eine Laube, und um die Hirschgeweihe war Efeu gewunden. In der Mitte war ein Thron errichtet mit schönen Teppichen und Blumen. Wir haben alle weiße Kleider angezogen, auch der Willi und Gretl (Kinder von Johanna Kreling). Mein Haar war gelockt, und wir hatten alle Kränze auf. Der Hermann war Hochzeitlader, und wie das Fest angefangen hat, habe ich die Mama und der Willi den Papa bei



der Hand geführt zum Schweizerhäuschen auf den Thron. Dann sind wir alle in einem schönen Zug durch den Garten gegangen ins Schweizerhäuschen. Voran ging die Musik und spielte einen schönen Marsch, dann kamen wir mit Hochzeitsgeschenken. Der Hermann hatte einen Stab in der Hand mit Blumen und bunten Bändern. Die Gretl und der Willi haben große Nürnberger Lebkuchen gebracht, und die Gretl hat gleich die Ecken davon abgebissen, weil sie gar so süß waren. Ich habe ein Kissen getragen und Perlenstrumpfbänder, die ich selbst gearbeitet habe. Die Maria hat einen schönen gestickten Teppich gebracht, und die Fräul'n gehäkelt Borhänge. Der Kreling hat einen wundervollen Pokal gebracht und die Nanni einen kleinen Altar. Die Johanna hat dem Papa eine Hochzeitsweste mit einem schönen Blumenstrauß gestickt und der Mama ein Hochzeitsacktuch, und so marschierten wir voll Jubel den mit Blumen bestreuten Weg hinauf zum Schweizerhäuschen. Da saßen der Papa und die Mama wunderschön auf dem Thron und schauten ganz stolz auf uns herab. Da haben wir gleich „Bivat Hoch!“ gerufen, und der Hochzeitlader hat ein Gedicht deklamiert und ist mitten drin stecken geblieben, und wie ich meinen Vers aufgesagt habe, da hab' ich mich auch so gefürchtet, daß ich nicht mehr weiter konnte und habe zu weinen angefangen; aber der Herr Franz Liszt hat mir immer wieder drauf geholfen. Dann habe ich der Mama die Strumpfbänder überreicht und dem Papa das Ruhekissen. Der Willi und die Gretl haben ihre Lebkuchen gar nicht gerne hergegeben, sie hätten sie lieber selber schnabuliert, und die Gretl hat bitterlich geweint. Jetzt ist es erst recht lustig geworden, dann haben wir getanzt im Garten wie die Elfen, und ich bin gesprungen wie ein Reh; dann haben wir Eis gegessen, das ist meine Lieblingspeise. Am Abend wurde der ganze Garten beleuchtet mit farbigen Lampen, das Schweizerhäuschen strahlte von bunten Lichtern und der Mond schien so schön und schaute uns so freundlich an.

Später sind wir alle in den Salon hinaufgegangen, da waren



Das „Schweizerhäuschen“ im Raulbachschen Garten  
von Hirth du Grénes





zwei Klaviere oben und da hat Herr Liszt wunderschön gespielt. Dann haben alle Vivat Hoch! gerufen, und einige Damen haben dem Herrn Liszt vor lauter Begeisterung einen weißen Pelz umgehängt und haben ihm mit ihren Sacktüchern und Fächern Wind zugewedelt und ihn recht bedauert, weil er so geschwitzt hat. Dann haben wir recht viel Champagner getrunken und Gedichte dekla-

miert, dem Papa und der Mama zu Ehren. Der Herr Liszt hat auch Walzer gespielt und wir haben gleich wieder zu hüpfen angefangen. Weil der Mond und die Sterne gar so schön geblitzelt haben, sind wir alle noch einmal in den Garten gegangen, und wie wir am Schweizerhäusl stehen, ruft auf einmal der Herr Foltz „ein Komet! ein großer Komet!“, und wirklich ist zwischen den zwei Ludwigstürmen ein prachtvoller Komet am Himmel gestanden. Alles hat gestaunt und gezubelt, denn solch große mit solch langem Schweife kommen sehr selten! Papa hat gesagt: „Davon werden unsere Kinder und Enkel noch mal erzählen“. Und noch was muß ich hinschreiben: Grad über unserm Haus ist am Himmel jetzt immer ein großes W aus lauter Sternen zusammengestellt. \*~\*~\* so sieht's aus. Mich freut das so, denn ich glaube, das hat der liebe Gott eigens so angeschafft, weil der Papa doch Wilhelm heißt. — Ja, das war ein schöner Tag! Ich habe gar nicht ins Bett gehen wollen, und es hat mir recht leid getan, daß ich mein schönes Kleid und den Blumenkranz in den Haaren wieder ausziehen mußte. Die ganze Nacht habe ich noch geträumt von all diesen Herrlichkeiten und mein ganzes Leben lang will ich diesen Tag nie vergessen.“

Erst viele Jahre später erfuhr ich, daß an diesem Abend von Franz Liszt und Dionys Pruckner auf zwei Klavieren zum ersten Mal die „Hunnenschlacht“ gespielt wurde. Liszt hatte das Werk eigens für den Abend komponiert und für zwei Klaviere gesetzt. Das große Werk mit den geräuschvollen Tönen und merkwürdigen Intervallen hat aber meinem Vater durchaus nicht behagt. Meine Mutter saß auf Kohlen, denn sie beobachtete die wetterleuchtende Miene des Vaters mit Sorge und fürchtete das Schlimmste.



Am 15. Oktober wurde der Geburtstag von Papa sehr schön gefeiert. Da war ein großes Fest, und abends wurde der ganze Garten beleuchtet mit hellen Feuerflammen. Ein schöner Fackelzug wurde gehalten, ich war ein Erdmännchen mit einer langen Kapuze und einem grauen Bart. Ich trug ein goldenes Kästchen mit Schätzen aus den Bergen, jeder hatte eine Fackel in der Hand, und eine ungeheuer große Fahne mit einem langen Schweif flatterte hoch in der Luft. Alle waren maskiert, und der Zug, Kreling, Herr F. E. Meier, Herr Röckel, Herr Asher<sup>1)</sup> und noch viele andere, ging sechsmal durch den Garten und endlich bewegte er sich langsam die Treppe hinauf in den beleuchteten Saal. Der Papa stand an der Türe zum Empfang und hat vor mir einen tiefen Diener gemacht. Dann wurden die Bilder auf der Fahne erklärt, und da war die ganze Lebensgeschichte von Papa darauf gemalt von der Zeit an, wo er noch ein ganz kleines Wickelkindchen war, bis er zuletzt ein großer Mann wurde. Dann mußten wir alle fürchterlich lachen, denn das war zu lustig. Herr Diez machte den Keineke Fuchs und überreichte dem Papa eine gebratene Taube. Er bekam noch viele andere Geschenke; einen Säbel, einen Gummiball, auf den die ganze Welt gezeichnet war, eine Geißel mit Kartoffeln daran geknüpft, eine Leier und noch viele andere lustige Sachen. Dann haben wir alle tüchtig Punsch getrunken, und ich war sehr betrübt, wie ich gute Nacht sagen und ins Bett gehen mußte; aber es war schon 12 Uhr. —

Ich muß dem Papa sehr oft eine Vorlesung halten aus meinem Tagebuch, und da sagt er immer: „hm, hm, das war sehr interessant!“

Weil ich doch alles aus meinem Leben beschreibe, will ich doch auch die Schillerfeier beschreiben.

Dieses schöne Fest wurde am 10. November 1859 gefeiert, und da hat mir der Papa erlaubt, daß ich in das Theater gehen

<sup>1)</sup> U. Kreling, Schwiegersohn der Eltern; Direktor der Kunstgewerbeschule in Nürnberg. Röckel, Münzvertreter und Faktotum im Hause.

darf, wo ein wunderschönes Stück vom Herrn Schiller aufgeführt wurde, nämlich „Wallensteins Lager“. Das ganze Theater war schön beleuchtet und voll Menschen, und die Königin war auch da mit ihrer Hofdame und hat so stolz heruntergeschaut. Wie der Vorhang aufging, war da ein wunderschöner Wald, und der Herr Dahn ist gekommen in einem weißen Mantel und hat den Prolog hergesagt. Das war schön und ich habe gar nichts davon verstanden und habe zur Fräul'n gesagt: „Wann ist's denn aus?“ Auf einmal ist noch ein Vorhang aufgegangen und der Schiller ist dagestanden, von rotem Feuer beleuchtet, und ein Goldregen ist auf ihn heruntergefallen, und sein Haupt war bekränzt mit Blumen und Efeu. Dann hat ihm der Herr Dahn einen goldenen Becher gereicht, und der Schiller hat ihn genommen und hat den guten Wein gleich ausgetrunken. Dann ist der Vorhang wieder zugefallen und wie er wieder aufgezogen wurde, kam eine alte Dame herein, Frau Schröder, und hat das schöne Lied von der Glocke, das auch der Herr Schiller gedichtet hat, wunderschön hergesagt und wenn sie nicht mehr recht weiter wußte, hat sie in das rote Buch hineingeschaut. Das Zimmer war sehr schön, und ein silberner Tisch stand in der Mitte. Die Frau Schröder hat ein schönes schwarzes Kleid angehabt und war sehr betrübt oder gerührt. Ein Diener hat sie hereingeführt, und alle haben geweint, die Fräul'n auch, und alle haben Vivat Hoch! und fürchterlich Bravo! gerufen. Endlich ist der Vorhang zugefallen. Dann wurde ein schönes Stück gegeben: Wallensteins Lager.

Mein Liebling, der Herr Lang, hat auch mitgespielt, und da waren eine Menge Soldaten, die haben Wein getrunken und gesungen. Das war schon lustiger als das andere Stück; da hat man tüchtig lachen müssen. Ein Kapuziner ist auch gekommen, der hat aber so geschimpft, daß die Soldaten ihre Schwerter gezogen haben und ihn fortgesagt haben. Tschhe! dann war das Stück aus. Wie wir aus dem Theater kamen, wurde ein wunderschöner Fackelzug gehalten. Mein lieber Papa hat mich auf seine

Schulter gesetzt, damit ich alles recht gut sehen kann und hat mich durch das Gedränge der Menschen getragen, denn er war mein Pferd! Die große Feldherrnhalle war wundervoll beleuchtet und der Himmel wurde ganz rot. Endlich ist ein langer Fackelzug gekommen mit Musik, und die Studenten trugen Fackeln und hatten recht nette Käppchen auf. Oben in der Halle haben sie dem Schiller zu Ehren ein Lied gesungen, das klang so schön, und zuletzt wurde auch eine Rede gehalten, die hat lange gedauert, und ich war entzückt von der schönen Beleuchtung. Dann wurde die Büste vom Schiller bekränzt. Der Papa hat mich noch immer auf dem Arm getragen, und wie das schöne Fest aus war, sind wir voll Begeisterung nach Hause gezogen. Der Papa hat mir zum Andenken einen silbernen Schillertaler geschenkt, und ich habe dem Herrn Schiller zulieb auch ein Gedicht auswendig gelernt, das er selbst gedichtet hat.





Zur Feier vom 1. Mai haben wir heute in dem Glaspalast die Blumenausstellung anschau'n dürfen! Das war herrlich. Schon gleich beim Eintritt war ich ganz überrascht von dem großen Springbrunnen. Da strömt das Wasser nur so herunter wie bei einem Wasserfall. Ringsherum sind Beete mit den schönsten Blumen, Aurikeln und Veilchen und Lilien stehen da und blühen, als wenn's immer so wäre. Es dauert aber nur acht Tage. Auch ein Bächlein schlängelt sich durch die Wiesen, und hohe Bäume mit Efeu bewachsen stehen da, und das netteste war aber doch eine große Eiersammlung von Käfern und Raupen, Schmetterlingen und Würmern. Und mitten drin sitzt ein Eichhörnchen und nagt an einer Nuß. Aber schad' ist's, daß sie alle tot sind. Auch herrliches Gemüse hab' ich gesehen und sogar ein Zuckerrohr! Solch eines möcht' ich in meinem Garten haben, dann hätte ich doch immer was zum Schleckn.

Jetzt will ich eine sehr schöne Geschichte erzählen, die mir der Papa erzählt hat: Es war einmal, da ging Papa in die Blumenausstellung, und auf einmal stürzte der König Ludwig auf ihn zu und rief: „Lieber Kaulbach, leihen Sie mir doch einen Sechser. Ich soll da einen Zwölfer Eintritt bezahlen und habe nur einen einzigen Sechser in der Tasche.“ Da standen auch mehrere Bauern herum, die waren nicht wenig erstaunt, daß ein König nicht einmal einen Sechser bei sich habe. Sie schlugen gleich an ihre ledernen Hosen, daß das Geld darin klapperte und steckten die Köpfe zusammen und sagten ziemlich laut: „Ja, des is aber g'spaßi, der König hat net a mal an Sechser in der Taschen, die unsern san mit Geld grad so g'stopft.“ Der Papa mußte auch lange suchen, bis er endlich ein bißchen kleines Geld fand, und weil er keine Brille bei sich hatte, kannte er nicht, was ein Sechser oder Groschen sei, und der König kannte es auch nicht. Das war nun wieder eine große Verlegenheit. Nun gab der Papa dem König zwei Geldstücke, und der König sagte: „Warten Sie ein wenig, ich will an der Kasse bezahlen, und was zu viel ist, bringe ich Ihnen wieder.“ — Der

Papa wartete eine Weile, da kam der König wieder und zog gleich einen Groschen aus seiner Westentasche und sagte: „Sie haben mir neun Kreuzer gegeben, hier ist der übrige Groschen, und einen Sechser bin ich Ihnen noch schuldig.“ Dann schauten sie die Blumenausstellung an, und am anderen Tag schickte der König dem Papa einen schönen, nagelneuen Sechser, und der Papa schenkte ihn mir zum Andenken. —

Ich habe in dieser Woche ein Fleißbillet bekommen, da hat mir mein lieber Papa einen Gulden geschenkt zur Belohnung und hat gesagt, daß ich soviel Weisheit habe, aber Kunst nicht. Das hat mir gar nicht gefallen, und ich war ein bißchen verlegen und aufgeregt.

Beinah' hätte ich vergessen, von dem schönen Herbstfest zu erzählen, welches wir in unserem Garten gefeiert haben. Schon in aller Frühe sammelten wir im Garten alle noch übrigen Blumen und Früchte und legten sie in große Körbe, die wir mit Laub verzierten. Dann schmückte uns der Papa mit Blumen. Ich hatte einen Kranz von Immergrün auf dem Kopf, und der Willi, mein kleiner Nefte, bekam ein Fuchsschwänzchen, weil er ein gar so listiges Büberl ist. Nachdem wir alle so schön geschmückt waren, stellten wir uns auf in Reih' und Glied. Jeder trug einen Korb voll Äpfel und Birnen oder Pflaumen und Nüsse. Boran ging ich als Sinnbild des blühenden Frühlings, neben mir hüpfte mit zierlichen Füßen das listige Fuchsschwänzchen, und die andern folgten uns. So bewegte sich der Zug durch den Garten. Wir sangen auch sehr schöne Erntelieder vom „Guten Kameraden“ und „Wer will unter die Soldaten“, und dann lachten und jubelten wir vor Freude. Die Mama, die Tante und viele Zuschauer standen auf dem Balkon und lachten fürchterlich bei unserem Anblick. Jetzt war es immer schlechtes Wetter, und wir mußten leider in der Stadt bleiben und konnten nicht nach Starnberg. Ich hatte aber doch eine große Freude, denn der Herr Asher und der Herr Speidel sind gekommen, und das sind zwei gute, alte Freunde. Der Herr Speidel (Wilhelm Speidel, Stuttgart) spielt so schön Klavier, zum Entzücken schön. Er kann Triller machen, daß man Krämpfe bekommen könnte, so geschwind! —



Vor ein paar Tagen haben wir ein ganz neues altes Eßzimmer bekommen. Wunderschöne alte Schränke sind da hingestellt worden. Ich bin in ein großes Entzücken ausgebrochen, wie ich das alles gesehen habe. Ganz auseinander war ich! Solch' großartige Altertümer sind mir noch nie vor die Augen gekommen. Ein Schrank ist wie ein Altar, und da hat die Mama lauter ururalte Sachen draufgestellt. Alte Gläser, alte Krüge, alte Pokale, Teller, Leuchter und so altes Gerumpel — es ist eine wahre Pracht. Die Türen sind mit Girlanden und Rosen schön eingelegt, und zwei kleine Engelchen schau'n so freundlich herunter. Auch die Jahreszahl steht drauf: 1645, das ist schon recht lange her. Drinnen sind alte Instrumente und oben drauf hat der Papa Pfauensfedern und Statuen hinaufgestellt. Das Eßzimmer ist also jetzt ganz alt, und es ist schad', daß nicht auch lauter alte Leute da wohnen, wir sind alle viel zu jung und lustig und nicht wacklig. Jetzt will ich aber nichts mehr von so alten Sachen schreiben, das Wort alt wird mir bald zuwider. Dafür beschreibe ich ein schönes Fest, das wir in Starnberg gefeiert haben in der Perfallvilla. Dort haben wir eines Tages den Hermann mit dem Benderschen Institut aus Weinheim erwartet. Zuerst haben wir ungeheure Körbe mit Lebensmitteln hinausgeschafft, viele Flaschen Wein, furchtbar große Braten, Schinken und Würste, Kuchen, Brot, alles in Hülle und Fülle. Dann ist ein großes Zelt aufgeschlagen, lange Tische hergerichtet, alles mit Fahnen und Girlanden geziert worden und dann wie alles fertig war, sind

wir mit dem kleinen Schiff, dem Grönländer, auf den See gefahren um sie alle im Dampfschiff zu erwarten. Da ist's auch schon gekommen, und es wurden Kanonen losgelassen und ein Geschrei und Hurra! hat nur so geschneppert. Das war ein Jubel. Der Hermann ist uns gleich in die Arme geflogen, und wir waren recht glücklich. Eigentlich haben sie alle recht Hunger gehabt, aber zuerst wollten sie doch noch baden. Das war lustig, wie die Buben alle ins Wasser gesprungen sind, wie die Frösche, und der Gustav v. Carlshausen war auch dabei. Der gefällt mir am besten. Dann ist's zum Essen gegangen und das war fürchterlich, denn alle Schüsseln und Krüge waren bald leer. Nach dem Essen haben sich die Buben auf dem Heu gelagert und haben sich gebalgt; ich habe aber nur von weitem zugeschaut. Nachher haben sie wieder gegessen, und dann sind wir mit ihnen auf die Bahn gegangen. Der Hermann hat noch einen Tag bei uns bleiben dürfen, und das war lustig. Auf der Bahn war noch ein großes Gejubilium und Hochleben und der Papa hat ihnen noch nachgerufen: „Bald wiederkommen!“ Da haben einige Buben geschrien: „Ja, gleich morgen!“ Da hat die ganze Eisenbahn gelacht.

Manchmal, aber nicht oft, darf ich mit der Mama ins Atelier gehen und dem Papa seine Bilder anschau'n. Sie gefallen mir sehr gut, besonders die, wo ich auch drauf bin. Da ist also das Heiderössllein, wo ein unartiger Bub alle die schönen Rosen abpflücken möchte, und die Schäferin will das nicht erlauben. Die Schäferin hat mein Gesicht, aber sie ist viel schöner, sagt die Mama. Dann zum Bild „Werthers Lotte“ hab' ich auch öfters stillhalten müssen. Das Mäd'l auf dem Schemel und dann, die strickt, hab' ich vorstellen dürfen.

Ja, und einmal hab' ich ihm bei einem Bild ordentlich helfen müssen, das hat Mignon geheißen! Da hat der Papa mir gesagt, er braucht ein kleines Schaf und ich soll ihm auch dazu sitzen. Wirklich, ist ein furchtbar nettes, kleines Schäfchen gekommen und ich hab' so eine Freud' gehabt! Die Mama hat mir ein rotes Bän-

derl gegeben, hat's angebunden, und wir sind dann auf die Wiese gegangen. Da hat's furchtbar viel Gras gefressen und hat so komisch gekaut, und wir waren recht lustig. Wie der Papa heimkam, hat er uns abgezeichnet. Ich bin am Boden gekniet, hab' das Schaf halten müssen und hab' in die Luft schau'n müssen. Dann war's fertig, und der Papa hat gesagt, wir seien zum Verwecheln ähnlich geworden. Auch bei dem Bild „Lillys Park“ habe ich dem Papa helfen müssen. Da habe ich alle unsere Tiere um den Brunnen versammeln müssen, damit der Papa sie geschwind zeichnen kann. Das war ein Geschrei, ein Geflatter, ein Gezirp und ein Geschnatter, und ich habe geschwigt. Denn wenn die Schildkröte ruhig dagelegen war, dann haben die Enten nicht gefolgt und sind herumgewackelt oder der Pfau hat kein Rad schlagen wollen oder die Truthenne hat sich gar nicht geärgert und die Tauben sind davongeflogen; und wenn endlich alles in Ordnung war und der Papa hat geschwind zu zeichnen angefangen, da — stürmt der Iltis, unser Neufundländer, lustig daher und jagt den ganzen zoologischen Garten durcheinander. Aber der Papa wird's schon zusammenbringen, der ist geschickt, und das Bild wird recht nett.

Gestern ist mir was Schreckliches passiert. Ich bin in den Springbrunnen gefallen! Die Johanna und Maria waren oben am Schweizerhäusl und haben was recht Schönes gelesen und weil mir das doch zu langweilig war, hab' ich die Blumen gegossen am Bassin. Die Gießkanne hab' ich immer ganz weit hinunterhalten müssen, und das war sehr schwer. Auf einmal hat mich die Gießkanne nicht mehr losgelassen und hat mich hinuntergezogen mit dem Kopf ins Wasser. Die Karpfen und Goldfische sind natürlich arg erschrocken und haben sich hinter die Felsen verkrochen, und ich war ganz allein im Wasser. Das Schilf und die Blätter waren alle ganz groß und grün, und ich war sehr erstaunt. Die Johanna und Maria haben mich aber auf einmal nicht mehr gefunden auf der Erde, nur meine Füße haben oben an den Felsen ein biss'l gezappelt und mein blaues Kleid mit roten Tüpfeln hat sich an einem Zweig eingehängt. Da

sind die zwei schnell heruntergelaufen und haben mich herausgezogen und dann hab' ich zu heulen angefangen. Sie haben mich gleich sehr nett getröstet und nur ein biss'l gezankt. Die Maria hat gesagt, es macht gar nichts, denn nur mein Kopf und das andere war im Wasser, und dem schadet es nichts. Ich hab' es dann gleich dem Papa erzählen wollen, wenn er heimkommt, aber sie haben gesagt, ich soll das ja nicht tun, denn sonst zankt er mich fürchterlich aus und macht seine bösen Augen und ich darf nie mehr Blumen gießen und nie mehr Zigarren rauchen. Das war schad', denn ich hätt's ihm gern erzählt. So hab' ich ihn halt bloß gefragt, ob er schon mal ins Wasser gefallen ist. Er hat gesagt: „Nein, aber mit kaltem Wasser wurde ich oft übergossen.“ Oh, das ist nicht so arg, wie das Hineinfallen — hab' ich grad sagen wollen — da hat die Johanna mich beim Arm genommen und hat gesagt: „Schnell, Josef, die Mama hat gerufen, lauf!“ — ich hab' aber doch gar nichts gehört! —

Neulich sind italienische Dudelsackpfeifer in unseren Garten gekommen und die haben fürchterlich ausgeschaut, wie Räuber mit langem Bart und voll Fegen und Schmutz, und ihre Haare waren gar nicht frisirt; wie Gesträuche hat das ausgeschaut. Und einer hat eine Pfauenfeder auf dem Hut gehabt, und seine Wange glühte vor Durst. Dann haben sie Musik gemacht, und ein Italienerbub hat getanzt voll Vergnügen wie ein Vogel, und das hat mir einen recht netten Eindruck gemacht. Und einer hat ein so verschobenes Gesicht gehabt und hat auf der Pfeife gespielt wie eine Nachtigall. Ein kleines Mädel war auch dabei, und wie die Mama das gesehen hat, hat sie gleich in der Waschküche Feuer anzünden lassen, und wie das Wasser fertig war, hat sie das Kind hineingestellt. Da hat es aber so geschrieen, daß ich auch angefangen habe, dann ist die Mutter von dem Kind gekommen und hat so viel und schnell italienisch gesprochen. Dann haben alle recht viel gegessen und getrunken und haben noch ein Jubellied gesungen und sind dann fortgegangen. — Ich war auch mit dem Papa in der maskierten

Akademie,<sup>1)</sup> wo auch der König Ludwig hingekommen ist und kleine Prinzen mit großen Orden. Da war in der Mitte ein großer Tisch, und da ist das Eis ganz zerschmolzen, aber niemand hat es aufschlecken dürfen. Dann ist ein lustiges Stück gespielt worden. Der Pierrot hat eine Schleifbahn heimlich gemacht, und da sind alle Hochzeitsgäste ausgerutscht und fürchterlich hingefallen, vorwärts und rückwärts. Wie sie bei Tisch beim Diner waren, da hat der Pierrot einen großen Fisch und Knödel aufgetragen, und wie er sie auf den Tisch stellte, ist der Fisch durch die Luft davongeflogen und die Knödel sind aus der Suppenschüssel heraus und alle fortgekugelt mit dem Pierrot, und der hat noch heimlich das Tischtuch einem vornehmen Herrn hinten angebunden. Und wie der voll Zorn vom Tisch aufsprang, hat er auf einmal das ganze Diner mit dem Tischtuch auf den Boden gerissen, und alles war voll Scherben und voll Sauce, und der Pierrot hat fürchterlich dazu gelacht. Dann war das Stück aus; und das hat mir immer so gut gefallen: wenn der König Ludwig etwas zu einer Dame gesagt hat, ist sie gleich ganz tief in den Boden hineingesunken vor Freude und Respekt. Da hat der Papa und der König mit vielen schönen Damen gesprochen und dann haben sie gelacht. Aber auf einmal ist der Papa zu mir gekommen und hat gesagt: „So, Frosch, jetzt hab' ich's satt, nun wollen wir heimmarschieren“, und wir sind um die Wette gelaufen. Der Papa kann furchtbar schnell laufen, wie ein Wiesel, aber ich habe ihn doch erwischt. — Jetzt muß ich noch etwas Lustiges erzählen: Wie ich gestern in die Nähsschule gegangen bin, war's schon ein biss'l spät, und drum bin ich recht gelaufen und gehupft und plumps! bin ich mit einem Fuß in ein Brunnenloch hineinfallen. Da ist ein alter Herr in einem grauen Rock dahergekommen, und wie ich meinen schmutzigen Stiefel so anschauete, sehe ich, daß es der König Ludwig ist, denn ich hab' ihn an seiner

<sup>1)</sup> Im Residenztheater ließ König Ludwig I. lustige Harlekinaden aufführen und lud dazu aus den verschiedensten Kreisen ein.

Beule auf der Stirne erkannt. Da hat er mich gefragt: „Wie heißt du, Kleine?“ und ich hab' gesagt: „Josefa Kaulbach.“ Dann hat er gesagt: „Einen schönen Gruß an deinen Papa.“ Und dann bin ich geschwind fortgelaufen, weil's schon so spät war, und ich habe nur mehr einen flüchtigen Diener machen können. — Ich habe immer sehr viel zu tun, und oft weiß ich gar nicht, wo mir der Kopf steht, denn dem Papa muß ich viel im Garten helfen, Blumen gießen, welke Blätter und Zweige abschneiden, die Vögel füttern und an den Blumen riechen. Dann habe ich doch auch viel Arbeit mit meinen Kindern, denn vier Kinder machen schon Mühe. Ich muß ihnen alle Sonntage frische Wäsche anziehen und sie waschen. Die Gretl (Kreling) wird schauen, was ich für gesunde Kinder habe. Ich bin jetzt aber auch eine wirkliche Mutter, weil ich so viel Kinder habe und Schlüssel zu meinen Schränken und ein ganzes Hauswesen, Küche und Keller. Ich kann auch schon Mandelmilch und Salat und andere gute Sachen kochen, und den Kindern und der Fräul'n schmeckt es und sie werden dick und stark. Meinem Papale bringe ich auch manchmal etwas von meinen Speisen, er sagt dann immer, es sei so kräftig gekocht und er kann nicht soviel davon essen. —



W. G. Müller

bin bin bin!  
für Kinderspiel

München 1872



Ich muß meinem lieben Papa bei Tisch immer die Speisen auftragen und bedienen, denn es schmeckt ihm viel besser, wenn ich ihm das Essen bringe und ihn unterhalte; er ist auch sehr zufrieden mit mir, denn er kann sich ganz auf mich verlassen.

Ich habe wieder ein Fleißbillet bekommen, und da hat mich der Papa recht beneidet. Er schenkte mir einen Zwölfer und den hebe ich bei meinem Vermögen auf.

Ja! ich habe schon sehr viel Geld verdient, und wenn jemand es nicht glauben will und darüber spottet, so will ich es lieber gleich sagen und auch herzeigen. Ich besitze ein Vermögen von 9 fl. 45 Kr. Das ist doch wirklich eine schöne Summe, und alles habe ich mit vieler Mühe verdient. Heute abend kommt meine Mama von Nürnberg zurück und mein lieber Schwager Kreling, den ich noch lieber haben würde, wenn er ein bißchen mehr Haare hätte.

Mein lieber Papa hat mir erlaubt, ins Theater zu gehen, weil eine sehr berühmte Schauspielerin, die Fräulein Gofmann, spielte. Das Stück heißt: „Die Grille“ und hat mir sehr gefallen. Wir saßen in einer schönen Loge, und die Grille wurde sechsmal herausgerufen, und immer kam sie gleich und war sehr erstaunt und erfreut. Der Theatersaal war ganz vergoldet, und oben schwebte ein prachtvoller Kuster mit tausend strahlenden Gasflammen. In den Logen saßen viele elegante Damen, in der einen saß auch eine junge Prinzessin. Die habe ich immer angeschaut, weil sie eine Prinzessin ist, sie war ganz unbeweglich, wie eine Statue, nur zuweilen hat sie ihren Fächer auf- oder zugeklappt. Sie hat immer ganz starr vor sich hingeschaut, und wenn etwas Lustiges vorgekommen ist, hat sie gar nicht gelacht. Das war so langweilig.



Ich bin jetzt schon sehr alt und habe viel erlebt. Ich bin Tante von einem Neffen und drei Nichten und habe genug zu tun, um ihnen immer mit gutem Beispiel voranzugehen. Sie machen mir so viel zu schaffen, daß ich meine Puppen ganz vernachlässigen muß, und manche frohe Stunde haben sie mir durch Unart und Sorgen verbittert. Sie können aber auch sehr liebenswürdig sein, nur kommt das leider selten vor. Aber jetzt sind die Kinder wieder nach Nürnberg fort, und ich kann jetzt in Ruhe studieren. Ich habe jetzt Zeichnungsstunden und mache bedeutende Fortschritte. Ich kann schon Efeublätter und sogar Blumen zeichnen und bringe es bald so weit, daß ich dem Papa in der Akademie helfen kann; darüber wird er sehr froh sein, das weiß ich sicher.

Hurra! ich durfte mit der Fräul'n nach Nürnberg reisen, um die Kreling's dort zu besuchen. Das war herrlich! In aller Frühe nahmen wir von der Gartenstraße Abschied und fuhren mit der dampfenden Lokomotive durch Felder und Wälder, an schönen Städten vorbei, über den Lech. Ich weiß schon aus der Geschichte, daß dort vor vielen hundert Jahren eine große Schlacht war gegen die Ungarn. Man sieht aber nichts mehr davon. Ich habe die ganze Zeit gegessen und gelesen und zum Fenster hinausgeschaut — bis wir endlich in Nürnberg waren. Ich hab' ganz gezappelt vor Freude, wie ich die dicken Türme und die Johanna mit Willi gesehen habe. Aber es ist in der Stadt recht dunkel und schmutzig und die Wege sind so eng und bucklig. Im Landauerkloster wohnen die Kreling's, und da ist's sehr schön und altertümlich. Die Kinder zeigten mir ihre Spielsachen, eine Küche mit zerschlagenen Töpfen und Tellern, einen vernaschten Kaufladen, dann Puppen ohne Köpfe und aufgeschlitzten Leibern, das war alles wunderschön! Dann haben sie mich in den Garten geführt, da hat jedes sein eigenes Beet, mit Unkraut, Disteln und Saublumen bewachsen. Wie ganz anders ist da mein Garten! Da blühen Rosen und Veilchen und Bergmeinnicht. — Gestern waren wir im Wurstglöckl. Da hat die Fräul'n uns Würste und Kraut bestellt und auch ein Glas Bier. Da

war's so nett und klein drin und es riecht so gut nach allerhand, besonders nach Sauerkraut. An der Decke hängen lauter Seelen, aber nicht von Menschen, denn die sieht man ja nicht, aber von Heringen. Das finde ich furchtbar nett. Ich habe die Fräul'n so gebeten, doch auch unsre Seelen hinaufzuwerfen, aber sie sagte, das tun nur die Herren, wenn sie viel getrunken haben. Ich habe dann immer gewartet, ob niemand genug getrunken hat von den Leuten, aber es war dann doch zu spät und zu lang. Auch das Gänsemännchen und die Moritzkapelle haben wir angeschaut. Aber diese Bilder gefallen mir nicht besonders, die Gesichter sind alle so arg verzerrt und verschrumpelt. An einem schönen Abend gingen wir auch auf die Burg. Das war herrlich! Und in der Mauer habe ich die Spuren von dem Hufeisen gesehen, wo der Epplein von Gailingen auf seinem Pferd über den Graben gesprengt ist. Da hat mir die Fräul'n die schöne Geschichte von dem kühnen Raubritter erzählt. Aber solche Pferde gibt's halt jetzt auch nimmer, die so weit springen können. Da hab' ich lange diese Hufeisen angeschaut und habe mir alles recht schön ausgedacht. Schad', daß es keine solchen Ritter mehr gibt. Aber die Fräul'n meint, damals hat man mehr auf die körperliche Kraft gegeben, jetzt aber auf die geistige. Da muß ich noch darüber nachdenken.

Im Germanischen Museum waren wir auch und haben das schöne Bild vom Papa angesehen, Karl der Große. Er sitzt als Leiche auf einem goldenen Stuhle, und sein Sohn ist furchtbar erschrocken, wie er seinen Vater so stumm da findet. Es ist ein sehr schönes Bild und ist ganz fest auf die Wand gemalt. Und so haben wir noch viel Schönes gesehen. Die Sängerkirche und den Johanniskirchhof mit dem Grab vom Hans Sachs, der ein einfacher Schuster war und in seiner freien Zeit sehr schöne Gedichte machte, die ich später mal lesen darf. Dann war unsere Zeit des Abschieds gekommen, und ich hab' mich wieder recht nach Haus gefreut. Das waren schöne Tage, und ich habe viel gesehen. Früher war ich auch schon einmal in Nürnberg, aber da war ich noch ein unerfahrenes Kind,

und ich habe vieles noch nicht begreifen können, was mir jetzt ganz klar ist."

Hier darf ich vielleicht zweier kleiner Episoden gedenken, die ich vor einiger Zeit aufschrieb und die hier ihren Platz finden können, denn sie spielten in diesen Jahren meiner Kinderzeit. Die erste heißt:

#### Klementine

##### Eine wahre Münchener Puppengeschichte

Es war vor nahezu fünfzig Jahren! Da ging es in der Gartenstraße 16<sup>1/2</sup> (der jetzigen Kaulbachstraße) gar lebhaft und heiter zu. Im Hause meiner Eltern verkehrten große bedeutende Menschen der verschiedensten Richtungen und Gesinnungen, und besonders Sonntags konnte man dort eine Korona der interessantesten Männer, der lieblichsten Frauen und der holdesten Kinder finden. Einer der treuesten Freunde des Hauses war Professor Bluntschli mit Gattin und Kindern, die alle auch mit uns jungem Volk aufs beste harmonierten und einen sicheren Bestand unseres jugendlichen Freundeskreises bildeten. Als nun eines Tages die Kunde in unser Spielzimmer drang, daß Bluntschli sich in derselben Straße ein Haus bauen würden, da war die Freude groß, und wir bauten ohne Baukommission und obrigkeitliche Genehmigung ein Luftschloß nach dem anderen auf dem großen, weiten Felde unserer kindlichen Phantasie. In ein paar Tagen schon sollte der Grundstein zu dem Hause gelegt werden, zu dessen Feier auch wir Kinder geladen waren. Zur Erhöhung der Festfreude durften wir vorher unter dem sicheren Schutze unserer treuen Erzieherin auf die Dult gehen, die damals zweimal jährlich auf dem jetzigen Maximiliansplatz ihre leichten, luftigen Zelte und Buden aufgeschlagen hatte. Das war unser Paradies! Denn was gab es Schöneres und Beglückenderes, als vor den langen, mit rotem Tuch ausgeschlagenen Tischen zu stehen und die ungezählten Herrlichkeiten zu betrachten, die da aufgetürmt in großen Schachteln und Körben lagen! Daß auf einer roten Fahne mit großen Lettern geschrieben stand: „Stück für Stück drei Kreuzer“ — erhöhte in unseren Augen nur den Wert der Kostbarkeiten! Hier

also durfte jedes von uns Kindern sich etwas recht „Schönes“ aussuchen, und ich schwankte lange zwischen einem Christus am Kreuz, einem wunderbaren Kaleidoskop und einer kleinen fingerlangen Puppe mit Porzellankopf und ebensolchen Armen und Beinen. Nach ernstern, qualvollen Zweifeln entschied ich mich für die letztere, und glückstrahlend zogen wir weiter, ließen uns mit dem lustigen Kasperl in tief sinnige Gespräche ein, fuhren auf einem wirklichen Schwan rund um die ganze Welt, bis es uns schwindlig ward, und sahen sonderbar gestaltete Damen und rätselhafte Naturwunder staunend an. Erfüllt von all dem Schönen kamen wir nach Hause, und das erste war, daß ich meiner Puppe einen würdigen Namen zu finden suchte. Mein Vater meinte, solch' kurze Person müsse notwendig einen langen Namen haben, und so nannte ich sie „Klementine“. Weniger Kopfzerbrechen verursachte mir ihre Kleidung, denn ich wickelte das liebe Kind einfach in mein Schnupstuch und steckte es in die Tasche. Nachmittags nahm mich dann der Vater an der Hand, und wir zogen alle zusammen die Straße hinunter zu dem künftigen Bluntschli-Haus, zur Zeit freilich noch ein öder großer Platz mit einzelnen Maueranfängen und einigen Bäumchen und Sträuchern. Dort waren schon alle Freunde versammelt, unter denen manche waren, deren Name heute noch die Welt erfüllt: Da war der Naturforscher Sieboldt, der berühmte Chemiker Liebig, der Rechtsgelehrte Pögl, die Dichter Geibel und Grosse usw. Nun wurde eine Blechkiste in die Mitte des Kreises gestellt, und jeder der Anwesenden trat heran und legte eine Gabe hinein, begleitet von schönen poetischen Worten und sinnigen Gedanken. Da gab es Gedichte und Zeichnungen und verschiedene witzige und geistvolle Anspielungen, in irgendeiner hübschen Form ausgedrückt. „Nun, Frosch,“ sagte plötzlich mein Vater zu mir, „gib du auch etwas für den Grundstein!“ Ich war zuerst erschrocken, dann geschmeichelt, und als Herr von Liebig mich freundlich an der Hand nahm, faßte ich mir ein Herz, schritt tapfer in die Mitte des Kreises, zog meine süße Klementine aus der Tasche, enthüllte ihre Reize vor aller Augen

und bettete sie sorgsam und mütterlich zwischen die Urkunden und Geistesergüsse. Dann wurde die Kiste feierlich geschlossen und unter Hurra! und Jubelrufen in den Grundstein versenkt. — „Papa, wann krieg' ich denn meine Klementine wieder?“ war das erste, was ich meinen Vater auf dem Heimweg frug. Die Antwort muß nicht recht tröstlich gelautet haben, denn der schöne Tag endete für mich in endlosem Geheul, und unsere „Fräul'n“ hatte ihre liebe Not, meine trostlosen Klagen nach Klementine etwas zu beruhigen. Am anderen Tag ging sie mit mir wieder auf die Dult, und diesmal wählte ich mir zum Trost „Christus am Kreuz“; denn auch ich hatte schon mein Kreuz zu tragen durch den Verlust Klementinens.

Die Jahre vergingen. Fast alle, die bei dem Feste zugegen waren, sind dahin, und nur wenige mehr werden sich dieser Stunden erinnern können. Vor einigen Jahren nun gehe ich eines Tages mit meinem Enkel durch die Kaulbachstraße und sehe zu meinem Erstaunen, daß das Bluntschli-Haus abgerissen wird und man gerade daran ist, auch die Grundmauern abzutragen. Wie bekannt kommt mir auf einmal das ganze Bild, die ganze Umgebung vor! Ohne daß ich mir meiner Schritte bewußt bin, stelle ich mich auf die Trümmer, und nun fällt es mir wie Schuppen von den Augen — das alles hab' ich schon einmal so gesehen, hier stand ich schon einmal, da neben mir mein Vater, und dort, dort muß der Grundstein liegen! —

Ein paar Worte und ein Händedruck dem Polier, und wenige Tage später steht die Blechkiste geöffnet vor mir, ein Haufen vermoderter gelber Blätter, zerbröckelter Trümmer, undefinierbarer Stücke erfüllen den kleinen Raum, und ein häßlicher Modergeruch steigt mir in die Nase. Ich suche umher in dem Chaos, da — etwas Hartes, Weißes, ein Arm, ein Kopf, zwei Füße und noch ein Arm, es ist kein Traum; meine Frage: „Wann krieg' ich meine Klementine wieder?“, heute ist sie erst beantwortet worden: ich halte die Verlorene in den Armen. Freilich ist ihr Leib dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen und nur ihre Seele, der Kopf und die schwellenden

Glieder sind der Nachwelt erhalten. Wie mutet's mich aber sonderbar an, daß diese paar elenden Reste alles sind, was von den vielen guten Wünschen und hoffnungreichen Zukunftsträumen übrig geblieben ist! Die freundlichen Geber und all die großen Menschen sind längst dahin — daß Klementine aber vor all den bedeutenden Geistern ihre Auferstehung feiern würde — wer hätte das gedacht?



## Eine kleine Episode (nach dem Leben geschildert)

Morig von Schwind und Wilhelm Kaulbach hatten sich in irgend-einer künstlerischen Frage überworfen und keiner wollte, da beide hitzige und empfindliche Naturen waren, den Weg zur Versöhnung zuerst einschlagen — trotz ehrlichster Bemühung der Freunde.

Da fügte es die hohe und unberechenbare Majestät des Zufalls, daß beide Künstler eines Vormittags in der Akademie, wo sie ihre Werkstatt aufgeschlagen hatten, zur gleichen Stunde jenes stille Gelaß aufsuchen wollten, welches der Mensch am liebsten allein beherrscht. Die alten Freunde und neuen Feinde treffen sich also vor der unscheinbaren Thür; eine peinliche Verlegenheitspause legt sich beklemmend auf die Szenerie. Dann bietet jeder dem anderen mit artiger, aber äußerst reservierter Haltung den Vortritt an; ohne eine Miene zu verziehen, versichern beide pantomimisch ein — „nach Ihnen!“ — Endlich stürmt Schwind, dem diese zeitraubenden Höflichkeitsbezeugungen schon allzulange dauerten, die Festung. Doch o Graus! die Thür ist von innen versperrt!! Nun ist guter Rat teuer. Das Komische der Situation macht auf die beiden Humoristen unverkennbare Wirkung, denn es bligt und zuckt in den verschiedenen Augenwinkeln lustig auf. Doch noch ist's nicht so weit! Die grim-migen Gesichter klären sich aber allmählich auf, sie werden heller und sonniger; man findet Worte des Bedauerns, man lächelt, man schimpft gemeinsam auf den stummen Gast da hinter der Thür, man lacht, und als sich endlich die Pforte auftut und — Piloty heraus-tritt, erstaunt und unschuldig wie Susanne in „Figaros Hochzeit“ — da ist beinah das Eis schon gebrochen. Aber höflich wie die beiden in diesem kritischen Momente doch zu sein bestrebt sind, wartet nun einer auf den anderen und gehen dann zusammen wieder zu den Ateliers zurück. Hier will Kaulbach sich verbindlich und gemessen von Schwind verabschieden, doch dieser, einer plötzlichen Eingebung folgend, lädt den Kollegen ein, einen Moment hereinzukommen; es sei gar manches Neue entstanden, das er ihm zeigen möchte. Kaulbach folgt der Aufforderung, noch kühl bis ans Herz hinan, und



so stehen die beiden Künstler sich wieder einander gegenüber. Aber diesmal umschweben sie milde und holde Geister und hilfreiche Elfengestalten. Kaulbach hatte lang nichts mehr von Schwinds Arbeiten gesehen, und nun findet er sich auf einmal mitten in des Künstlers poetisches Zauberland versetzt. Da hängen die wohlbekannten Skizzen vom Aschenbrödel, dort gucken Zwerge und Nixen, Kobolde und Wichtelmännlein lustig und schalkhaft, drohend und übermütig aus den Büchern und Mappen, die Schwind alle vor ihm ausbreitet — Kaulbach sagt wenig, aber die Augen, die immer sein Hauptsprachwerkzeug waren, sprechen um so mehr. Und nun bringt Schwind, der diese Sprache wohl gut versteht, noch die Blätter zu den sieben Raben herbei. In seiner bestrickend liebenswürdigen, gemüthlich kindlichen Weise gibt er dem Kollegen seinen Kommentar dazu: die Gestalten bekommen Leben unter der begeisterten Schilderung, er selbst ist ergriffen und hingerissen — wie nun gar am Schlusse die sieben Brüder, von bösem Spuk und Bann befreit, vor der holden Schwester stehen und sie mit all der schönen Liebe umfassen und umjubeln, da wendet Kaulbach sich plötzlich zu Schwind, und mit einem „Laß dich umarmen, alter Freund, du bist ein gottvoller Kerl“ sinken sich die beiden in die Arme, klopfen sich auf den Rücken und drücken sich wieder und wieder die Hände. „Weißt Kaulbach, die Stund' aber sollten wir feiern — gehn mir schöppeln!!!“ meint Schwind, als sie gleich darauf die Akademie verlassen und ihre Schritte heimwärts zum lecker bereiteten Male lenken. Kaulbach weiß Rat dafür. Nur ein Gläschen Wein und ein paar Austern sollten bei Queroy in der Ludwigstraße, damals dem größten und beinah einzigen Delikatessengeschäft Münchens, verzehrt und dann rasch zum häuslichen Herd geeilt werden. Bei Queroy in dem kleinen Stübchen ist der Wein so herrlich, sind die Austern so schmackhaft, und der Gesundheit müssen so viele getrunken werden, deshalb sollte — so war die beste Absicht — eine Botschaft an die wartenden Gattinnen gesandt werden. Aber, Frau von Kaulbach wartet, Frau von Schwind

wartet — die Essenszeit, drei Uhr, ist längst vorüber, von den Gatten ist nichts zu sehen — und keine Botschaft, keine Absage kommt zu der harrenden Familie. In der Garten-, jetzt Kaulbachstraße, pendelt man vor dem Haustor hin und her, die Tochter wird als Vorposten an die Straßenecke geschickt, um sogleich beim Anblick des Vaters im Galopp der Mutter die Nachricht in die Küche zu melden — „denn der Vater wird einen fürchterlichen Hunger haben!“ — Doch umsonst. Es wird sechs, sieben Uhr. Die Gesichter werden immer verstörter und ängstlicher, und betrübt schleicht man ums Tor herum. Da naht der alte Freund Philipp Folz (Maler und späterer Galerie-*direktor*), der um diese Zeit seinen Besuch bei der Familie Kaulbach zu machen gewöhnt ist. Er weiß nichts von den Sorgen und macht sich, nachdem er von allem unterrichtet ist, sogleich auf die Suche, d. h. er rennt auf die Akademie, läßt sich das Atelier aufschließen und sucht — so pflegte später Kaulbach mit Vergnügen zu erzählen — hinter all den großen Kartons, dem Nero, Arbuez, Salamis, nach der Leiche des Künstlers. Folz kommt wieder zurück, und nun stehen alle auf der Straße und haben an ein paar nachbarlichen Freunden tröstende Gesellschaft gefunden. Es wird dämmrig, und die Wartenden sehen teilnahmslos die Menschen an sich vorüber-eilen. Wahrhaft peinlich wirkt auf sie in ihrem Schmerze der Anblick von zwei Gestalten, die jetzt in die Straße einbiegen, in offenbar heiterer Stimmung fest ineinander eingehängt. Sie lösen sich aus dem Dunkel immer mehr und mehr los, und Folz meint halb in Gedanken: „Der kleine Dicke hat ganz die Figur von Schwind.“ — Mit einem strafenden Blick auf den alten Freund spricht Penelope: „Ach, dann ist doch Kaulbach sicher nicht in der Nähe!“ und wendet sich mit einem gramvollen Seufzer, wenig er-*baut* von diesen lockeren Kumpanen, dem Hause zu. Aber die beiden kommen immer näher, schon unterscheidet man die Stimmen, und einzelne Worte werden hörbar, wie: „Famoser Chablis — siehst es, des hamma fein g'macht. Der Piloty ist ein guter Regisseur“ — da — sie sind's! Er ist's! Gott Lob und Dank! Und mit einem

Jubelruf stürzen Mutter und Tochter auf den Wiederkehrenden zu, der sehr vergnügt und erstaunt über diesen leidenschaftlichen Willkomm die Frage tut: „Aber Josefina, hast du denn meinen Zettel nicht gelesen, worin ich . . .“ „Nichts ist angekommen, nichts habe ich gelesen, wo warst du denn um Gottes willen so lange?“ „Na da soll doch gleich! — Schwind sag' mir nur, wo hab' ich denn den Zettel“ — und alle vereinigen sich, um in Kaulbachs Taschen zu suchen. Frau von Kaulbach bringt endlich ein gefaltetes Papier zum Vorschein, und während Schwind unter Lachen und Klagen jammert: „O wehe weh, wie wird's mir erst gehen, wenn ich heimkomme!“ — liest sie mit lauter Stimme: „Erwarte mich nicht, komme wegen wichtiger Sitzung erst später. Dein fleißiger Ehegespons.“



Des Vaters Atelier in der alten Akademie war, wenn man die heutigen raffiniert und luxuriös ausgestatteten Räume der Künstler betrachtet, eher eine Werkstatt, ein Arbeitsraum zu nennen. Es zeichnete sich durch Einfachheit, beinahe Nüchternheit, aus, und fast der einzige Schmuck des hohen weiten Raumes waren eben des Vaters Bilder, die an den Wänden hingen oder auf dem Boden kulissenartig standen. Weil ich mich des Vaters im Winter nur in pelzgefüttertem langen Rock erinnern kann, wenn ich ihn besuchen



Das Atelier Wilhelm Kaulbachs



Kopie nach der Madonna des Genter Altars  
Bleistiftzeichnung

durfte, schließe ich, daß es dort wohl auch nicht allzu warm gewesen sein mag. Ein Abguß des Kolosses von Rhodus (wohl 7—8 Meter hoch), von dem das Atelier den Namen Kolossaal hatte, und mehrere andere Gipsstatuen machten den Raum gerade auch nicht wohnlicher. Da man aber in damaliger Zeit noch nicht den ausgebildeten Sinn für Atelierausstattung hatte, fiel es niemand ein, etwas anderes als eben nur die Bilder darin zu suchen. Jetzt ist es oft umgekehrt. — Als dann der Vater im Jahre 1869 gelegentlich der Heiligspredung des Inquisitors Arbuez in Spanien, unter dem Eindruck seiner Erregung über einen solchen Akt des Fanatismus, die gewaltige und große Kohlenzeichnung „Peter Arbuez läßt eine Judenfamilie wegen ihres Glaubens verbrennen“ an eine leere Wand des Ateliers warf, da bekam der Raum dadurch etwas Unheimliches, Dämonisches. Durch dieses Bild machte er sich in gewissen Kreisen zu einem der bestgehaßten Menschen, doch hielten die paar neuen guten Freunde den vielen Feinden die Wage. Zum Beispiel ist in diesem Jahre die innige Freundschaft mit Stiftsprobst v. Döllinger entstanden, die bis zum Tode währte. Wir besitzen eine ganze Arbuez-Literatur, und es ist höchst interessant, in den Papieren zu blättern. Damals wallfahrteten die Menschen in das Atelier; es mußte eine Barriere vor dem Bilde gemacht und Polizei aufgestellt werden, damit die Schreiber der vielen Drohbriefe nicht etwa „Lied zur Tat“ machen konnten. Der Karton, den der Vater dann nach diesem ersten Entwurf zeichnete, ist nach Amerika gekommen, die Kohlenzeichnung an der Wand aber fiel der Zeit zum Opfer, und es brauchte nur den dicken Pinsel eines bescheidenen Anstreichers, um das leidenschaftliche, vielumstrittene Werk zu beseitigen.

In seinem Atelier bekam der Vater oft hohen Besuch und hatte sich das Vorrecht eingeräumt, sich niemals bei der Arbeit stören zu lassen. Besonders beehrte ihn oft die Königin Marie. Ob der Vater nun hoch oben auf der Leiter stehend oder unten an einem Bilde arbeitete, es war ihm ganz gleich, wer ihm dabei zuschaute,

ja, er vergaß oft ganz die Anwesenden und gab halb gedankenlos Antwort. So war er eines Mittags zu einem Diner bei König Ludwig II. eingeladen gewesen, hatte aber gar keine Lust und Laune hinzugehen, ließ sich also wegen Krankheit entschuldigen. — Am selben Tage, während er intensiv an seiner Arbeit im Atelier sitzt, kommt die Königin-Mutter. Nach der ersten Begrüßung nimmt der Künstler den Pinsel wieder zur Hand und ist weit weg in seinem Phantasienlande. Da sagt die Königin: „Apropos, lieber Kaulbach — ich höre, Sie sind krank! Was fehlt Ihnen denn, Sie sehen doch so frisch und gesund aus!“ — „Ich?“ sagt Kaulbach zerstreut, „ich war noch nie so wohl wie heute, Majestät!“ Die Königin soll nicht lange im Atelier verweilt haben, und zum Diner wurde der Künstler auch nicht mehr geladen.



An den langen Winterabenden liebte es Papa sehr, während ihm vorgelesen wurde, auf kleine Blättchen Papier Zeichnungen meist satirischen Inhalts zu skizzieren. Daher stammt unsere hübsche Sammlung an interessanten Skizzen und hingeworfener flüchtiger Gedanken, die wohl all seine großen Bilder überleben werden — dagegen aber manchem modernen Künstler recht lehrreich sein dürften. Nur schade, daß der Vater, der wenig Wert auf diese kleinen Geistesblitze legte, meist auf beide Seiten des Papiers zeichnete, dazu irgendeinen Fegen, der gerade zur Hand war, benutzend. — Am merkwürdigsten sind wohl die Studien, die er zu dem Bilde der Reformation machte. Von den Freunden ließ er sich Werke philosophischen und historischen Inhalts empfehlen, studierte ernst und gründlich, machte Skizzen und schrieb seine Gedanken und Auffassungen in fesselnder Weise auf, stets an Hand gewissenhafter Geschichts- und Bibelstudien. — Man staunt, welch ein großes Wissen dieser Autodidakt sich im Laufe der Jahre anzueignen vermochte, denn nicht umsonst nannte man ihn den Maler-Philosophen. Daß bei namhaften Künstlern neuerdings das Interesse für die prächtigen, geistreichen Zeichnungen zum Reineke Fuchs — diesem „Odysseus der Tierwelt“ — zu erwachen scheint, ist mir eine besondere Genugtuung und gereicht den Künstlern zur Ehre. Diese Illustrationen entstanden anfangs der vierziger Jahre im Auftrag des Cottaschen Verlags und durch Vermittlung des damaligen Vertreters der Firma, Rud. Oldenbourg, der sich in freundschaftlichster Weise der schwierigen Verhandlungen annahm und das gefährdete Schifflein trotz Sturm und Gewitter doch glücklich an Land brachte. — Vielleicht kommen diese Blätter, die sich jetzt im Privatbesitz der Familie Baron Cotta befinden, doch auch mal wieder ans Tageslicht (zuletzt sah man sie in der Retrospektiven Ausstellung 1888) — wenigstens in neuer Auflage und Reproduktion? — An diesem Werke arbeitete der Vater meist abends in seinen Mußestunden und zur Erholung —! Sieht man aber in der Maillingersammlung die elende dürftige Lampe, die, auf einem plumpen Holzgestell



ruhend, ihr kümmerliches Licht spenden mußte für die haarscharfen, feinen Striche und Schraffierungen des Künstlers, dann — ja dann ist man beschämt über den Größenwahn der heutigen Zeit, welcher eine elektrische Birne von 25 Kerzenstärke nicht hell genug dünkt für die jezigen modernen künstlerischen — Geschehnisse.

Trotzdem Papa zu Hause gerne über seine Bilder und Pläne sprach, liebte er es doch nicht sonderlich, wenn wir ihn oft in seinem Atelier besuchten. Nur wenn er es besonders wünschte, ging Mama mit mir hin, und ich durfte in allen Ecken herumstöbern und mir alles betrachten. Er war dann immer sehr gut gelaunt und ließ uns interessante Blicke in seine Werkstatt tun. Solche Besuche kamen aber doch verhältnismäßig so selten vor, daß sie immer für mich ein Ereignis waren, besonders da Mama sie mit einer gewissen Feierlichkeit in Szene setzte. Diese heilige Scheu vor Künstlerateliers habe ich mir deshalb, ganz gegen alle Mode, nicht mehr abgewöhnen können.

Einmal aber erinnere ich mich sehr genußreicher Stunden, die wir an einem Vormittag im Atelier zubrachten. Franz Liszt „mit Gefolge“ war in München, und Papa hatte die ganze Gesellschaft, darunter den ausgezeichneten Violinspieler aus Ungarn, Remenyi, und einen jungen Schüler Liszts eingeladen, in seinem Atelier zu musizieren. Die Eltern hatten einen Konzertflügel dahin schaffen lassen, ein feines Frühstück war bereit, und nun wurde in dem schönen akustischen Raume ganz wunderbar musiziert. Papa schwamm in Entzücken, und alles war begeistert und animiert.



„Ich bin recht betrübt, weil der Hermann fort ist nach Weinheim in das Institut von Bender. Es ist ganz still im Hause, und ich habe niemand mehr zum Spielen und Springen im Garten. Er hat mich oft geneckt und geärgert, aber das habe ich ihm schon lang verziehen. Wenn ich ihm etwas geschenkt habe, war er immer sehr freundlich gegen mich und sehr dankbar. Er hat den Boryl recht lieb und führt ihn spazieren und sucht ihm die Flöhe. Er schreibt mir auch recht oft, und seine Briefe sind immer so voll Witze, daß ich oft hellauf lachen muß. Er glaubt immer, daß die Mäuse meine Puppen annagen, das ist aber gar nicht wahr, denn ich trage sie sehr oft in den Garten und da freuen sie sich und lachen mit dem ganzen Gesicht. Mein Puppenzimmer ist auch immer in Ordnung, aber meine Küche muß jetzt viel leiden, denn der Willi und die Grete zerbrechen und verlieren all' ihre Geschirre. Der Willi ist der Koch, und da verschütten sie die Speisen, und die Fräul'n muß immer den Papp essen, den sie gekocht haben.

In meinem Garten blühen die schönsten Blumen und Pflaumen, auch habe ich ein Eichkätzchen auf meinem Kastanienbaum hüpfen sehen. Ich freue mich sehr, denn ich darf mit der Mama nach Weinheim reisen und den Hermann besuchen. Ich bin schon immer im Zimmer herumgesprungen und habe geschrien vor lauter Freude.

Endlich ist der Tag der Abreise gekommen, und wir sind in der Frühe um 5 Uhr mit der Eisenbahn fortgefahren. Der Weg war recht schön, aber ich konnte es kaum erwarten vor Sehnsucht, bis wir endlich in Weinheim ankamen. Da kam gleich ein Mann, der uns in ein hübsches kleines Haus führte, wo wir wohnen sollten. Wir legten schnell unsere Sachen ab und eilten in die Anstalt von Bender. Da haben uns einige Buben im Garten gleich gesehen und sind schnell fortgelaufen und haben dem Hermann zugerufen: „Deine Mutter ist da!“ Nun auf einmal ist er herangestürzt, so daß ich gemeint habe, er fällt hin und hat schon von weitem die Arme ausgebreitet und hat uns so zärtlich umarmt und geweint und der Mama ihr Gesicht mit Küssen und Tränen bedeckt. Dann

habe ich ihm gleich einen schönen Gruß von der Fräul'n gesagt und habe ihm alles erzählt vom Papa und von der Maria und vom Vogl, und der Hermann hat sich über alles recht gewundert und hat mich auf den Schoß genommen und hat mich recht lieb gehabt und mich immer „gute Miezgel“ genannt. Der Hermann ist ganz groß und breit geworden und rotbackig; er rennt immerfort und ist so lustig. Ich habe mich sehr gefreut über ihn.

Wir sind dann wieder fortgegangen in unser Haus, da haben wir ein großes Huhn gegessen, und dem Hermann hat es tüchtig geschmeckt, dann sind wir in den Garten, und da war es sehr schön, da hingen die größten köstlichsten Trauben mir fast in den Mund, und ich habe eine große Schale voll Trauben gleich aufgezehrt. Ich habe in Weinheim auch eine liebe Freundin kennen gelernt. Da habe ich gerade mein schönes blaues Kleid angehabt und habe zum Fenster hinausgeschaut, und da ist ein kleines Mädchen gekommen in den Garten und hat gesagt: „Se, da oben ist ein nettes Mädchen mit einem schönen blauen Kleid!“ Da habe ich sie gleich eingeladen zu Honig, Kaffee und Butterbrot, und so wurden wir Freundinnen. Sie heißt Ida und hat vier Puppen und eine ganz große mit schwarzen langen Locken, die durfte einmal bei mir schlafen, und da bin ich in der Nacht immer aufgewacht und habe geschaut, ob sie nicht herunterfällt, und habe sie zugedeckt.

Neulich war auch bei Vender ein großes Festessen. Da waren wir auch eingeladen und haben tüchtig schnabuliert. Da ist ein Braten heraufgekommen, der war so groß wie ein halber Ochse und da ist gar nichts mehr übrig geblieben. Dann sind fürchterlich große Kuchen gekommen, die waren auch gleich verschlungen. Die Buben haben furchtbar gegessen und haben mir erzählt, daß sie so froh sind, weil's heute kein Zahnfleisch gibt. Ich habe nicht gewußt, was das zum Essen ist, und da hat der Gustav v. Carlshausen mir erzählt, daß das Fleisch halt sonst immer so hart ist, daß es in den Zähnen hängen bleibt, drum nennen es die Buben Zahnfleisch. Auf einmal haben alle zu singen angefangen, und es war ein furchtbarer

Spektakel. Am Abend sind die Buben alle auf einen Berg gestiegen, jeder hat ein Laternchen mitgenommen, und da haben sie oben im Jägerhäuschen übernachtet, und in der Frühe haben sie den Sonnenaufgang angeschaut. Auch ein Turnfest habe ich erlebt und der Hermann hat ein Lob bekommen, weil er so hoch springen kann. Dann sind alle auf einen großen Acker gezogen, und ich bin auch mit, und der Esel war auch dabei. Auf der Wiese hat man ein großes Feuer angemacht, und dann hat man Kartoffeln und Äpfel gebraten und gleich verzehrt. Ich habe mich nur von Trauben genährt in Weinheim, denn dort wachsen die nur so ganz wild. Dann sind wir wieder abgereist, und der Hermann hat nach Heidelberg mitreisen dürfen und war sehr lustig und witzig. In Heidelberg sind wir gleich in den Keller vom Schloß gestiegen, wo das große Heidelberger Faß steht. Ach! das war so furchtbar groß, wie ich wirklich noch nie in meinem Leben eins gesehen habe. Ringsherum geht eine Stiege hinauf, und oben ist ein Balkon, da kann man spazieren gehen, das ist recht schön! Wir sind dann noch im Schloß herumgegangen und haben auf der Terrasse oben die ganze Stadt überschaut. Und die Mauern sind alle ganz zerbrochen und verbröckelt und sehen nicht frisch aus. Und so unheimliche Zimmer und Keller sind in dem Schloß. Da möcht' ich lieber nicht wohnen. Aber ein wundernettes Eselein war da, das hat mich so freundlich und dumm angeschaut. Ich habe die Mama gleich gebeten, ob sie es nicht kaufen will, aber sie hat gesagt: „Nein!“ — Wir sind dann zur Frau Gervinus gegangen, die mir so nette kleine Schächterln gezeigt hat, die alle neun in einem größeren Schächterl Platz haben. Dann ist der Hermann wieder nach Weinheim gereist und hat recht geheult. Ich hab' auch die Eisenbahn immer aufhalten wollen, es ist mir leider nicht gelungen. Dann hab' ich geschlafen, und auf einmal waren wir in München in unserer lieben Gartenstraße. Das Tor war weit auf und alle sind schon dagestanden und haben gejubelt. Alles war mit Blumen und Kränzen geschmückt, und wie wir in den Salon kamen, hat der Herr Speidel ein schönes Emp-

fangslied gespielt! Die Fräul'n und ich haben uns immer angeschaut und haben uns umarmt und gedrückt. Dann bin ich ins Bett gegangen und habe recht gut geschlafen. Das war das Ende von der Reise nach Weinheim.

Jetzt waren die Krelingkinder wieder da und wir waren recht lustig und haben uns viel gezanft und gestritten. Ich habe dem Willi Französisch lernen wollen, aber das ist halt gar nicht gegangen, und endlich hab' ich nicht mehr mögen. Und die Grete hat meine Puppe zerbrochen, und die kleine Sefa kann recht zornig sein und stampfen. Heute hat's sehr guten Rahmstrudel gegeben und gestern Zwetschenkuchen mit Mandelguß. Ich muß das doch in mein Tagebuch schreiben, denn die Mama erlaubt nicht, daß wir vom Essen reden, weil das Nebensache ist und man alles gerne essen soll. Drum schreib' ich's halt auf. Nur weiße Rüben und Kastanien kann ich nicht leiden. Die werf' ich immer heimlich unter den Tisch, wo solche große Löwenfüße sind, und da sieht man's nicht. Die Viktor weiß dann schon und hebt nach dem Essen alles auf. Die Fräul'n lächelt, denn sie mag weiße Rüben auch nicht. Den guten Rahmstrudel hat's aber nur gegeben, weil der Onkel Karl, mein Liebling, hier war. Den hab' ich schrecklich lieb, denn er ist so lustig mit mir und erzählt mir immer so schöne Geschichten. Besonders aber bin ich entzückt von seinem Gesang. Denn er singt wundervolle Arien und Lieder und hat so eine tiefe starke Stimme, daß alles wackelt. Wenn ich einmal Sängerin werde, singen wir miteinander recht schöne Lieder. Er sieht dem Papa furchtbar ähnlich, nur ist er viel größer und stärker, denn er kann mich mit einem Arm hoch in die Luft schleudern.

Der Papa kann's gar nicht leiden, wenn wir uns fürchten und im Dunkeln nicht allein sein wollen. Da hat er gestern gesagt, wir sollen am Abend, wenn der Mond scheint, durch den Garten bis zur Königinstraße gehen, ganz langsam, und eine volle Tasse dabei tragen und nichts davon verschütten. Dazu soll man singen: Guter Mond, du gehst so stille usw. Ich hätte mich gar nicht gefürchtet

natürlich, aber — ich hab' so Magenweh gehabt, weil ich soviel Nudeln gegessen habe, und da hat die Fräul'n mich ins Bett geschickt. Aber die Luise Leonhard, meine Kusine, hat durch den Garten gehen müssen, aber sie war furchtbar schnell wieder da, und die Tasse war leer.

Gestern war wieder der Herr Matthieu, unser Tapezierer, da, weil im Salon oben neue Vorhänge aufgemacht werden. Und was hat er mir da mitgebracht? Für meine Puppen Emmeline und Scholastika wundervolle seidene Stoffe für Kleider. Das sind freilich lauter kleine Stücke, aber die sind so dick und schwer wie aus Packpapier und sind ganz steif. Man nennt das Brokat. Da bin ich dem Herrn Richard Wagner schon recht dankbar, daß er keine Holzrahmen an den Bildern und keine hölzernen Bettladen leiden kann, denn die muß der Herr Matthieu alle mit solchen seidenen Stöffern einwickeln. Auch hat der Herr Wagner wundervolle seidene Schlafröcke in rosa und blauer Farbe, von denen krieg' ich auch mal ein Stückl für ein Puppenbett; das wird die Emmeline freuen, und ich könnt sie beinah beneiden darum, denn ich hab' nur ein leinenes Bett. Auch die Mama und der Papa haben's nicht so gut wie meine Kinder. Und gestern habe ich meinen Kindern schon die schönen Seidenstoffe umgehängt und hab' sie alle vor mich im Eßzimmer auf den Tisch gestellt. Denn ich habe langweilige französische Aufgaben machen müssen, da geht's dann doch lustiger. Auf einmal läutet's am Thor, und wer kommt ins Zimmer? Die Frau v. Bülow! Das ist die Tochter vom Herrn Franz Liszt, der so schön Klavier spielen kann. Wie sie gesehen hat, daß ich Französisch lerne, hat sie gleich angefangen, Französisch mit mir zu reden. Schrecklich war das! Sie hat so schnell gesprochen, daß ich wenig verstanden hab. Drum hab' ich auch nur immer oui Madame und non Madame gesagt oder probablement und je ne sais pas! Auf einmal hat sie meine schönen Puppen gesehen und da war sie eine Zeitlang ganz still und hat die Stoffe nur recht bewundert und genau angeschaut. Da ist mir noch ein schöner Satz eingefallen,



nämlich: Je veux chercher ma mère! und bin schnell hinausgelaufen. Dann ist die Mama gekommen und hat eine große Freude gehabt, denn sie hat die Frau v. Bülow furchtbar gern. Die zwei haben dann ganz deutsch miteinander geredet, und ich bin weit in den Garten gelaufen und hab' mich hinter den Johannisbeeren versteckt."

Daß Papa ein sehr gütiger und nachsichtiger Vater war, glaube ich schon bewiesen zu haben. Er war immer meine letzte Instanz, an die ich mich niemals umsonst wandte mit meinen kleinen Angelegenheiten, und Mama hatte da so manches wieder auszugleichen. Ein einziges Mal aber habe ich diesen guten Vater mir gegenüber sehr zornig gesehen. Ein Gegenstand der größten Angst war für mich als Kind der Schimmel des Malers Feodor Diez. Öfters kam Herr Diez auf dem gutmütigen Tier in den Garten geritten, aber ich dummes Ding fürchtete mich immer ganz greulich. Papa verlangte nun einmal, um mir diese Angst abzugewöhnen, ich solle auf dem Schimmel spazierenreiten. Ich dieses hören und ohne lange zu zögern Reißaus nehmen, war eins! Papa aber, der sehr gut laufen konnte, mir nach, und so ging die Jagd durch den ganzen Garten. Ich suchte natürlich immer die engsten und krummsten Wege auf, da ich hoffte, Papa als der Ältere werde wohl endlich müde werden oder gar stolpern und hinfallen! Das war jedoch Täuschung; denn auf einmal hatte er mich beim Flügel. Ich sehe ihn noch vor mir stehen: seine klaren blauen Augen blizten ordentlich, und er war sehr, sehr böse, daß gab er

mir furchtbar deutlich zu verstehen! Dann führte er mich in sein Zimmer, wo ich den ganzen Tag eingesperrt bleiben sollte; nur eine Semmel durfte ich mit meinen Tränen nagen. Da saß ich denn und heulte. Doch blieb Zerstreuung nicht aus. Dem Fenster gegenüber, im Taubenhaus, wurde es auf einmal lebendig. Dort hatten Papas Lieblinge ihr schönes, lustiges Heim. Mein Bruder und sein Freund Rudolf R. hatten der Versuchung nicht widerstehen können, das Taubenhaus zu erklettern und die Jungen einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Die geängstigten Tiere flatterten und piepsten ganz jämmerlich und erregten dadurch Papas Aufmerksamkeit, der alsbald Schimmel und Tochter vergaß und die beiden Buben mit gewaltiger Stimme herunterbefahl. Wie ich sicher annehme, ereilte sie alsbald ein großes Strafgericht auf dem wohl nicht ungewöhnlichen Wege. Ich in meiner Klausur wurde aber durch diese größere Untat zur stillen Dulderin. Entweder war Papas Zorn verflogen oder er hatte mich vergessen, kurzum, ich witschte lautlos (von unsichtbarer Hand wurde leise die Türe geöffnet) hinaus und ließ mich an diesem Tage vor Papas Antlitz nicht mehr blicken. Sicher aber ist, daß ich später noch oft auf dem Schimmel geritten bin! —

Meine Eltern hatten beide große Liebhaberei für jegliche Art von Tieren (Mäuse und Ratten ausgenommen, die dem Vater so entsetzlich waren, daß man in seiner Gegenwart kaum den Namen aussprechen durfte). Außer einem großen Hühnerhof mit den kostbarsten Hühnern und Enten, die aber alle weniger von uns als von den Warden und Katzen verspeist wurden, hatten wir die erwähnten weißen Tauben, die Papa immer selbst fütterte; dann, zur Verzweiflung der Nachbarn, schöne Pfauen, im Springbrunnen alte, bemooste Karpfen und Goldfische. An der Kette lag ein Marder oder ein Fuchs. In den Zimmern krabbelten langweilige Schildkröten und Igel. Ein zahmes Eichhäzchen trieb sich vergnügt auf Sofa, Tischen und Stühlen umher, teilte treulich unsere Mahlzeiten und beschloß sein Leben in dem Muff meiner Schwester



Maria, die es eines Tages als kleine Leiche darin fand. Auch mehrere reizende Goldhähnchen waren unsere Spielkameraden. Daß alle diese „Haustiere“ zu gleicher Zeit unsere Genossen waren, glaube ich nicht, doch erinnere ich mich, daß das Gartenzimmer viel von einer Menagerie hatte und kann mir denken, daß die Mutter mit ihrer peinlichen Keulichkeit und Ordnungsliebe viel Arbeit und Schererei mit dieser unserer und ihrer Liebhaberei hatte. — Besonderes Interesse hegte der Vater für die Kreuzspinnen, die von ihm sorgsam gepflegt und gehütet wurden. Ein solches Riesene Exemplar, welches am Hause sein Netz gespannt hatte, wurde im Laufe des Sommers so zahm, daß es auf meinen Pfiff sich in Bereitschaft stellte und mir dann die Fliegen, die ich ihm brachte, ganz zierlich aus der Hand nahm. In Käfigen hielt die Mutter gerne verschiedene Singvögel. Die Schwalben nun gar fanden bei uns freies Asyl und stets offene Fenster! In des Vaters Schlafzimmer nisteten jedes Jahr ein oder zwei Paare, und jeden Morgen um drei Uhr öffnete er seinen Schlafgenossen das Fenster. Während eines Sommers beherbergte er sogar einmal eine einzelne unverheiratete Schwalbe!

Meine Schwester Maria erinnert sich, daß, als einmal ein heftiges Gewitter im Anzug war, der Vater einen Regenschirm nahm und im Garten verschwand. Als nun aber das Unwetter immer toller wurde, große Hagelkörner vom Himmel schossen und Papa immer nicht erschien, wurde nach ihm geforscht, und siehe da! — er stand ganz ruhig und geduldig an der Mauer, wo eine kinderreiche Amselfamilie ihr Heim aufgeschlagen hatte, und hielt während des ganzen Unwetters den aufgespannten Schirm über das Nest. Er selbst triefte natürlich vor Nässe, war aber sehr glücklich über seinen „gesehenen Einfall“ und über das Vertrauen, welches ihm die kleinen Herrschaften entgegengebracht hatten. Denn sie hielten sich ganz still und schauten beruhigt dem Tosen des Sturmes und den herniedersausenden Hagelkörnern zu. Als sie aber groß und in ihrer musikalischen Ausbildung vollendet waren, lohn-

ten sie die gute Tat, indem sie ihre schönsten Lieder auf dem großen Baume vor Pappas Schlafzimmer sangen. Die Feinde der Vögel, die Katzen, wurden mit Leidenschaft verfolgt, heimlich und offen umgebracht. Die Kadaver wurden dann unter den Bäumen, vorzugsweise Obstbäumen, vergraben, und wenn wir uns das Obst recht schmecken ließen, sagte Pappa, um uns zu necken: „Ja, das glaube ich wohl, daß das gut und saftig ist; es liegt aber auch ein herrlicher Dünger drunten, nämlich drei Katzen!“ — Meine Mutter erzog dann noch für uns oder für Freunde junge Hunde, und last not least erinnere ich mich noch dunkel an ein Schlangenzimmer, welches im Fremdenhäuschen etabliert war. Drei bis vier Schlangen krochen da auf dem Boden herum und wurden von meinem Bruder mit viel Liebe gehegt und gepflegt, bis sie eines Tages alle in den Garten entschlüpfen. Der König dieser Menagerie aber und der Stolz der Familie war unser großer Neufundländer Ilsan. Bei einer Hundeausstellung im Glaspalast wurde er mit einem großen Preis ausgezeichnet und kam dann, mit Blumen und Würsten bekränzt, von dem treuen Gärtner Weber geführt, stolz nach Hause.



„Ich muß doch auch von meinen Tieren erzählen, die mir allein gehören. Also da ist zuerst der Kanarienvogel, der gräßlich schreit und keine Jungen kriegt. Dann ist da mein nettes Eichelhägerl, das mir der Hermann aus Weinheim in einer kleinem Kistl geschickt hat. Das war eine Freud'. Jetzt ist's schon so zahm, daß es mir die Nüsse ganz nett aus der Hand nimmt und in seinem großen Gitterkäfig lustig herumhupft, wenn's mich sieht. Der Papa meint, ich soll's im Frühjahr herauslassen in den Garten, aber das ist doch auch schad', weil's vielleicht kein Futter suchen kann. Dann hab' ich einen komischen Igel, der zuerst immer wie eine Kugel zusammengerollt ist und dann, wenn ich ihm die Milch hinstelle und Salatblätter und dazu pfeife, ganz langsam auseinandergeht und das Köpfl irgendwo 'rausstreckt. Die Milch schmeckt ihm dann sehr gut, und er schmagt und schleckt so appetitlich an allem herum. Aber auf den Arm nehmen geht bei dem schwer, denn die Stacheln sind zu lang und spiz. Mein Liebling ist die große schöne Kreuzspinne am Tor. Die ist so groß wie ein Taler und hat ein wundervolles Kreuz auf dem Rücken. Sie hat ein Niesennetz zwischen dem Tor und dem Ahornbaum, und ich hab' sie zufällig entdeckt. Jetzt hab' ich immer Angst, daß sie durch einen Sturm oder so weggerissen wird. Ich hab's auch nur dem Papa gezeigt, und jetzt bringt er mir aus dem Atelier in einem Schachterl immer Fliegen mit, die er fängt, wenn er grad nicht malen will. Dann stellen wir uns alle zwei vor das Netz und singen und pfeifen alle Lieder durch, denn die Spinne — sie heißt Anastasia — ist sehr musikalisch. Aber noch ist sie in ihrem Haus in ihrer Höhle und schaut gierig heraus. Da zeige ich ihr die Fliege und rutsch! gibt's der Anastasia schon einen Ruck! Dann lauert sie wieder. Ich tu' die Fliege näher hin, wieder ein Ruck! und wenn ich dann die arme Fliege recht nah halte, dann wupps! schießt Anastasia heran und reißt mir die Fliege aus den Fingern, und sie sitzt in der Zange. Zuerst knuspert die Spinne ein biss'l dran herum und dann wickelt sie den Braten wunderschön in ein feines, feines Leinentuch, das sie — wie sagt man

denn da — rückwärts herauszieht. Dann hängt sie die Fliege an einem Fädchen außen ans Netz in ihre Vorratskammer. Grad wie die Mama Schinken und Würste in der Speis aufhängt. Da schau ich oft lange zu, wie die Anastasia an ihrem Netz ausbessert und arbeitet. Ich hab auch oft schon extra einen Riß in das Netz gemacht, dann schießt sie ganz zornig heraus und flickt das Loch geschwind wieder zu. Das ist doch sehr nett und interessant.“

So regelmäßig wie die Schwalben stellten sich allsommerlich im Hause Wilhelm Kaulbachs einige durchreisende Freunde ein, darunter auch der Märchendichter Andersen. Er war eine merkwürdige Erscheinung: Von ganz ungewöhnlicher Größe und Magerkeit, hatte er in seinem Äußern etwas, das entschieden für die Darwinsche Theorie sprach: glattes, bartloses Gesicht, vorstehende Augen, die von großen Augendeckeln überschattet waren, prachtvolle Zähne und ganz unendlich lange Arme und Beine, die er niemals unterzubringen wußte und die ihm bei all seinen Bewegungen recht hinderlich waren. Dabei aber hatte er einen reizend liebenswürdigen, kindlichen Ausdruck, und wenn er in seinem etwas unbeholfenen, gebrochenen Deutsch etwas beschrieb oder schilderte, und sich seine unschönen Züge belebten und vergeistigten, konnte man den Blick nicht von ihm wenden und war wie gebannt.

Allerdings war Andersen von einer Eitelkeit, die wohl manchmal ans Komische grenzte; doch zeigte sich diese, bei anderen Menschen so fatale Eigenschaft, bei ihm in liebenswürdiger, naiver und kindlicher Weise; er war so hochehrent, so dankbar für die Ehren, die ihm dargebracht wurden, daß man ihm gewiß nicht böse sein konnte und jeglicher Spott verstummen mußte neben dem großen Kinde. Aber freilich, man durfte ihn nicht mit gewöhnlichem Maßstab messen; man mußte die Fähigkeit haben, ihn ganz anders als die Durchschnittsmenschen zu nehmen und sich in seine Welt, die immer eine Märchenwelt war, hineinzuversetzen. Seine Beschreibung des feierlichen Aktes, als der König von Dänemark ihm einen Orden überreichte, wußte er z. B. so poetisch und reizvoll zu ge-

stalten, daß ich damals lange glaubte, es sei dies auch eines seiner Märchen und vergebens danach in des Dichters Werken suchte; — Welch glücklicher Mensch! — Seine Schwärmerei für das Ballett war auch ganz harmloser Natur. Er versäumte keine Vorstellung, in welcher die leichtgeschürzte Muse irgendwelche Rolle spielte; am nächsten Tage schnitt er uns Kindern aus Papier all die schönen Damen aus, die da ihre Künste gezeigt hatten, und konnte nicht genug erzählen von all der Herrlichkeit. — Zu des Dichters sonderbarsten Eigenschaften gehörte aber wohl seine entsetzliche Furcht vor Hunden jeglicher Größe. Meine Eltern waren es so gewöhnt, Andersen jeden Sommer zur bestimmten Zeit bei sich zu sehen, daß es ihnen sehr auffiel, als ein Jahr verging, ohne den alten Freund gebracht zu haben; und doch wußten sie, daß er durchgereist war. Im darauffolgenden Sommer aber erschien er mit gewohnter Pünktlichkeit und wurde von alt und jung mit Jubel begrüßt. „Aber Andersen,“ frug meine Mutter, „warum sind Sie im vergangenen Sommer nicht gekommen?“ — „Ach, Frau von Kaulbach,“ erwiderte er etwas verschämt lächelnd, „ich war schon in dieser Straße, da steht ein ganz kleines Hund vor Ihr Haus und hat so böß geschaut, da bin ich schnell fortgegangen.“ Um solchen schrecklichen Fällen vorzubeugen, wurde später, war Andersen in Sicht, der große Neufundländer immer an die Kette gelegt — trotzdem getraute sich der große Mann nicht so ohne weiteres zum Gartentor herein; er läutete an, und wenn durch die Türspalte ein paar lange Arme erschienen, die hereinwinkten und in der Luft herumsuchteten, da hieß es: „Aha, das ist der Andersen; führt ihn herein;“ und man holte ihn ab und brachte ihn mit sicherem Geleite zur Familie.

Hatte sich nun Andersen auf diese Weise eingeführt, so lud der Vater, selbst ein großer Jugendfreund, sogleich eine ganze Kinderschar ins Haus; man versammelte sich im Garten und zog dann erwartungsvoll in das Gartenhäuschen, wo alle sich in einem großen Kreise herumsetzten. Die Spannung stieg aufs höchste,

als endlich der Dichter mit freundlichem Lächeln hereintrat, sich einen ganz niedrigen Stuhl geben ließ, um näher bei uns zu sein, und dann begann, den atemlos Lauschenden seine herrlichen Märchen vorzulesen. Es mag das Ganze wohl ein hübsches Bild für einen Künstler gewesen sein. So hörten wir, von Andersen selbst vorgetragen, das erhebende Märchen von dem häßlichen jungen Entlein, das eine angenehme Metamorphose durchmacht, indem es endlich als Schwan die Welt in Entzücken versetzt; dann die gruselige immer wiederkehrende Geschichte von dem Huhn, das sich eine Feder ausrupft und durch die böse Welt im Hühnerstalle zu einem entsetzlichen Fall Ley Heinze gestempelt wird; dann die merkwürdigen Erlebnisse der fünf Bohnen in einer Hülse, die durch Zufall und Geschick in alle Welt verstreut werden, und viele andere schöne Märchen mehr. Vierzig und mehr Jahre sind seitdem vergangen. Alle die, von denen Auerbach so hübsch sagt: „Gesegnet sei die Hand, die einem Kinde Freude bereitet“ — sind tot. Und die Kinderschar? Zerstreut, in alle Winde verweht — gleich wie die „Fünfe aus einer Hülse“.

Meine Schwägerin S. K. erzählt hier des weiteren eine hübsche Episode mit Andersen, den sie bei einem kleinen Familienessen im Elternhause traf.

Man spricht stets von seiner Eitelkeit, und im Grunde des Herzens war er nicht eitler, als wir Menschen es alle sind, wir, die man eben frühzeitig lehrte, dieser Untugend ein dickes Mäntelchen umzuhängen. Er war nicht eitler als seine Kollegen, die modernen „Übermenschen“, wenn sie hinter einer hohen, schwarzseidenen Halsbinde ihre Wäsche, ihre Gedanken, ihren Weltschmerz und — ihre Eitelkeit verstecken. Nein, Andersen versteckte nichts und so zeigte er offen seine Freude über das geringste Lob aus dem einfachsten Herzen. Daß er die Anerkennung ab und zu etwas provozierte — was lag daran, er verdiente stets noch mehr, als man ihm zu spenden imstande war. . . Während der Mahlzeit konnte ich wenig von dem Gespräche verstehen, welches

auf der Seite, wo Andersen saß, geführt wurde. Nach Tische zog sich der Dichter, welcher nicht rauchte, mit uns Damen in den Salon zurück und bat um eine Schere und einen großen Vogen Papier. Letzteres legte er sehr sorgfältig mit seinen weichen, geschmeidigen Fingern oftmals zusammen und schnitt mit großem Geschick die reizendsten Sachen aus, welche er an uns verteilte. Dabei erzählte er von seinem Leben, um dann unwillkürlich (wie es schien) den festen Boden des Daseins zu verlassen und ins Märchenland hinüberzuschweben, uns alle auf seinen ausgebreiteten Flügeln mit sich tragend. So erzählte er, wie er oftmals am Ufer des Meeres gesessen und in das Wasser geblickt habe. Einmal sei er auf der Mole weit hinausgegangen, habe tief unten ein Brack liegen sehen, in welchem die Fische ein und ausschwammen. Da habe er bemerkt, wie ein großmächtiges Tier etwas im Maule miterschleppte, was ihm die anderen nicht gönnen wollten, und als er genauer hinsah, war es eine kleine goldene Krone — und nun setzte seine Phantasie ein und entrollte Bild um Bild. Wir saßen atemlos lauschend. Manche von uns verbargen heimlich ihre Tränen, denn wir erlebten auch Trauriges mit unserem Dichter, der da vor uns saß und mit seinen rastlosen Fingern die Schere dirigierte, um — Ballettänzerinnen auszuschneiden. Als er mit seiner Erzählung zu Ende (oder endete er, weil er mit seinem Papier fertig war?), breitete er vor uns einen ganzen Zug ausgeschnittener Ballettmädchen aus, die sich an den Händen hielten, die Füße in der Luft, und Andersen war selig über sein gelungenes Werk. Er freute sich mehr über unser Lob darüber, als über den Eindruck, welchen seine Geschichte gemacht hatte.

Zwei Jahre später traf ich den Dichter ebenfalls bei Kaulbachs. Er hatte einen Dänen bei sich, den er als seinen Begleiter und Schüler vorstellte. Der junge Mann war mein Tischnachbar und wußte viel von dem Zusammensein mit dem Meister zu erzählen; allerlei kleine, liebenswerte Züge, die ich glaubte, niemals vergessen zu können, und welche nun doch durch die Zeit auf der Ge-

dankentafel ausgelöscht oder verwischt wurden. Als das Diner beinahe beendet war, meldete man, daß die Kinderfrau mit meiner kleinen Tochter, die damals etwas über ein Jahr alt war, im Garten sei. Kaum hörte Andersen davon, als er den Wunsch aussprach, die Kleine zu sehen. Da ich aber wußte, wie ungnädig das Kind gegen Fremde, besonders gegen das stärkere Geschlecht sein konnte, hoffte ich, der Meister würde seine freundliche Absicht in fünf Minuten vergessen haben. Aber bewahre! Kaum war die Tafel aufgehoben, war er schon an meiner Seite und sagte in seinem gebrochenen Deutsch: „Jetzt wollen wir das kleine Tochter auffuchen!“ Da ich neuerdings durch den Artikel des Herrn Clemenceau erfahren habe, daß Andersen ein Kinderfeind gewesen, freut es mich doppelt, hier das genaue Gegenteil feststellen zu können. Wie groß war damals sein Eifer, mit dem er, um die Wette mit mir, den Namen der Kleinen in den Garten hinausrief! Wir fanden es im Grase neben der Wärterin sitzend und mit einem hölzernen Hanswurstel spielen, der seine Arme und Beine in die Höhe warf, wenn man an einem Faden zog. Andersen kniete sich neben das Kind, aber — statt eines ungnädigen Empfanges, wie ich befürchtet, streckte es ihm sofort seinen Hampelmann entgegen. Andersen ließ ihn tanzen, im Grase hüpfen, und die beiden Kinder lachten und jubelten. Als ich erinnerte, daß es wohl Zeit sei, zur Gesellschaft zurückzukehren, schien es, als müsse sich Andersen erst einen Moment besinnen, um aus den Kinderträumen in die Wirklichkeit zurückzukehren. Er nahm die kleine Hand meines Töchterleins, wandte sich zu mir und sagte: „Ich würde sie gerne küssen, aber ich bin eine alte Mann, sie möchte sich erschrecken, aber“ — und dabei nahm er den Hampelmann und drückte dessen nicht mehr ganz sauberes Gesicht an seine Lippen —, „aber wenn sie wird groß sein, so groß, um meine Märchen zu lesen und ich lange schon tot bin — lange schon — dann erzählen Sie ihr von mir und wie schön wir zusammen spielten. Dann sagen Sie ihr, daß ich diesen Spielzeug geküßt — und du“ — sprach er zum Hampel-



mann, „hebe das Küßchen bis dahin auf und gebe es ihr wieder — hörst du?“ Dabei standen Tränen in den guten, kindlichen Augen des großen Mannes. Der Hampelmann fand aber noch am selben Nachmittag, daß das Leben kurz sei, besonders wenn es, wie bei ihm, nur an einem Faden hing. Ich rettete noch seinen Kopf und habe ihn bei meinen „Souvenirs sentimentales“ aufgehoben. Das Baby aber von damals liest jetzt ihren Kindern die Märchen des großen Dichters vor, und ab und zu bekommen sie noch die Extrageschichte erzählt vom Andersen und dem Hampelmann!



„Ich habe jetzt auch immer biblische Geschichtsstunde, die mir ganz gut gefällt. Jetzt komme ich zur Erschaffung von Adam und Eva. Dem Papa habe ich wieder eine Vorlesung halten müssen über die Erschaffung der Welt, und das hat ihn sehr interessiert. Er hat dann gesagt, er will mir die Geschichte von den ersten Menschen erzählen, und da sind wir in den Garten gegangen und haben uns am Schweizerhäusl recht gemütlich hingesezt und dann ist's angegangen: Also eines Tages hat der liebe Gott gedacht: jetzt will ich mal den Menschen erschaffen, denn die vielen Tiere und die Vögel und Fische auf der Erde sollen doch auch einen Herrn haben, einen Meister, der mir ähnlich sieht und vor dem sie Respekt und Angst haben. Da hat der liebe Gott einfach ein Stück Ton genommen und hat einen großen Leib draus geformt, recht breit und lang, und hat

ihn tüchtig angeblasen, und bum! war der Adam schon fertig, ist aufgestanden und vergnügt herumgehüpft. Freilich hat's dem Adam sehr gefallen auf der Erde, denn damals waren die wilden Tiere noch ganz zahm, und der Adam hat gleich einen Löwen als Haushund und eine Hyäne als Schoßhund genommen und mit den Krokodilen hat er Fang-a-mandl gespielt, was besonders lustig war, denn die können sich ja nicht umkehren! Dann ist der Adam auf die Jagd gegangen und hat im Meer die Fische gefangen, die sehr gerne ins Netz gegangen sind. Und in der Luft hat's nur so gegläntzt und geschillert von den herrlichen Goldfasanen und weißen Möven und roten Papageien und Kolibris, die alle über dem Paradies herumgeflogen sind und auf den Adam gewartet haben, bis er sie schießt. Nur die arg großen Viecher, die Elefanten und Mammuter und Riesenschlangen, waren dem Adam noch ein biss'l zu groß und unheimlich; die hat er sich lieber für später aufheben wollen. — Und wie schön muß die Hütte gewesen sein, die er sich gebaut hat! Denn bei allem hat ihm der liebe Gott selbst geholfen oder er hat doch einen von seinen Engeln heruntergeschickt zum Helfen, denn natürlich hat der Adam noch nicht gewußt, wie man alles macht und wo man's findet, und hat sich recht dumm angestellt, weil er halt noch ganz fremd und neu war. Aber natürlich ist es dem Adam doch ein wenig einsam geworden, trotzdem er die Sprache der Tiere ja auch verstanden hat. Aber er hat manchmal so traurig dreingeschaut, hat geseufzt und war grantig. Da hat der liebe Gott ihn wieder eingeschláfert, hat an seinem Magen ein biss'l herumgetan, ihm eine Rippe herausgezwickelt, was gar nicht weh getan hat und — da ist die Eva dagestanden. Da waren die zwei sehr erstaunt und vergnügt und sind im Paradies herumspaziert. Der liebe Gott hat ihnen alles gezeigt, und die herrlichen Birnen, Johannisbeeren und Zwetschen, die alle noch mal so groß waren wie jetzt, haben ihnen furchtbar gut geschmeckt. Aber da hat der liebe Gott ihnen einen großen Apfelbaum gezeigt und hat gesagt: „Nur von diesem Baum hier dürft ihr nichts nehmen, denn dieses

Obst ist noch nicht reif und das könnte euch sehr schaden. Auch ist da eine böse Schlange in der Nähe, die euch anzischt und Gift speit!“ Die zwei haben’s fest versprochen, und der liebe Gott hat beim Fortgeh’n noch mal gesagt: „Also gelt, nichts von diesen Äpfeln herunternehmen. Das wäre schrecklich, und ihr werdet, wenn ihr nicht folgt, aus diesem Paradiese vertrieben; merkt euch das!“ — Jetzt, wie der Papa das gesagt hat, bin ich gräßlich erschrocken, und ich hab’ zu heulen angefangen und hab’ nur immer sagen können: „Ich werd’ vertrieben, ich werd’ vertrieben!!“ Der Papa hat gefragt, was denn los ist, und da hab’ ich halt sagen müssen, daß ich gestern mit dem Hermann von dem Apfelbaum drüben zwei grüne heruntergeschüttelt hab’ und daß wir auch grüne Johannisbeeren und Stachelbeeren aufgeessen haben. Der Papa hat gefragt, ob ich denn kein Bauchweh bekommen hab’ — und ich hab’ gesagt: „Nein, noch nicht, der Hermann wartet auch noch immer drauf, weil der doch morgen lateinische Prüfung hat, wo er doch jedesmal vorher immer Bauchweh kriegt!“ Da hat der Papa sehr erstaunt geschaut und hat mich aber auf den Schoß genommen und mich getröstet. Er hat gesagt, ich werde nicht vertrieben, denn der Hermann ist kein richtiger Adam, und wenn ich auch eine richtige Eratochter sei, so fehlt doch vor allem die Schlange! „Aber der Hermann hat doch zahme wilde Schlangen in seinem Zimmer! Die Fräul’n sagt freilich, das sind nur blinde Schleichen, aber der Hermann hat gesagt, es sind junge Riesenschlangen, und wenn die groß werden, heißen sie Boa instructor und fressen Kinder, Frösche und Löwen, und wenn sie’s nicht gleich ’nunterschlucken können, dann schnullen sie ein paar Monate so dran herum. Schrecklich!“ Das habe ich dem Papa erzählt, und er hat gesagt, daß ich eine gebildete Person bin, denn es ist ihm vieles neu gewesen. — Jetzt war ich doch wieder getröstet, und der Papa wollte grad weiter erzählen, da ist die Mama auf der Treppe erschienen und ruft: „Kommt doch herein! Der Andersen ist da!!“ Suchhe! die Freud’! Denn wenn der kommt, dann gibt’s schöne Märchen und Geschichten.

Die liebe Weihnachtszeit kommt immer näher, und ich kann das Christkindl kaum mehr erwarten. Der Papa sagt freilich, die Zeiten wären zu schlecht, aber ich glaube es nicht, denn er sagt es jedes Jahr, und ich habe mich dabei doch recht wohl befunden und wunderschöne Geschenke bekommen. Diesmal sind sehr wichtige Gründe vorhanden, warum wir nichts bekommen. Denn der Papa hat gesagt, es hat sich so viel Unangenehmes ereignet in der Welt, so daß die Zeiten jetzt ganz schlecht geworden sind. Das allerärmste Unheil hat sich in China zugetragen. Der edle Kaiser ist gestorben, und die allgemeine Trauer um den geliebten Fürsten hat selbst die Seidenwürmer ergriffen, so daß sie kein Fädchen Seide mehr spinnen. Und durch den großen Krieg in Amerika wurde alles so gründlich ruiniert, daß gar keine Baumwolle mehr zu uns gelangen kann. Ja, der Papa machte furchtbare Beschreibungen von den schlechten Zeiten.

Und jetzt ist Weihnachten vorüber, und die Prophezeiungen vom Papa haben sich gar nicht erfüllt — es ist zum Lachen! Ich habe einen Tisch voll der schönsten Sachen bekommen, und die Zeiten waren noch nie so glänzend wie diesmal! Das war also so: ich hab's natürlich kaum erwarten können und hätte bis sechs Uhr in einem Buche lesen sollen, aber ich hab' immer ans Christkindl denken müssen und habe zum Fenster hinausgeschaut, ob ich nichts fliegen sehe. Dann ist der Papa hereingekommen und hat mit mir französisch reden wollen; aber er kann's ja gar nicht, und das war so komisch. Endlich läutet's ganz fein und hell, und wir sind nur so gestürmt. Im Gartenzimmer war's ganz hell und glitzernd, und der Christbaum war so groß und feierlich und hat geflimmert von Kerzen und Perlen, Äpfeln und Nüssen. Dann hab' ich mich schnell umgeschaut und gleich drei dicke wunderschöne Puppen entdeckt mit Hüten, Mänteln und Kleidern. Das war eine Freud'! Dann hat mich die Fräul'n zu einem großen Schrank geführt und hat gesagt: „Da schau, der gehört auch dir!“ Ich konnte es gar nicht glauben, denn der war voller Wäsche für meine Kinder, und dabei war ein

eigener Schlüssel. Den hab' ich gleich abgezogen und hab' immer auf- und zugesperrt. Dann war da noch eine Küche mit einem Butterfaß, vier Pfannen, einem Seiher und viele herrliche Speisen. Und so viele schöne Sachen hab' ich noch bekommen und weiß gar nicht, wo ich die Zeit hernehmen soll für die viele Arbeit! — Der Hermann hat mir auch eine Lederschachtel geschenkt, die er selbst gemacht hat; er hat mir schon lang nicht mehr geschrieben! Er sollt' sich doch bedanken für die lange Schnur, die ich ihm gehäkelt habe.

Und jetzt beschließe ich mein Tagebuch und bin recht froh, daß ich damit fertig bin, denn es ist doch eine rechte Arbeit. Ich habe aber auch alles Merkwürdige und Interessante, was ich erlebt habe, und alles, was mir passiert ist, recht deutlich aufgeschrieben. Jetzt weiß ich auch nichts mehr, denn mein Leben wird doch jetzt ruhig so fortgeh'n, und ich kann mich endlich ausruh'n. So. Punktum.“

Ich hab' jetzt meine Pflicht getan  
Und fang' so schnell nicht wieder an.  
Josefa Kaulbach heiß' ich,  
Noch immer wenig weiß ich.



Ein treuer Freund und Zugvogel war auch der gute alte Freund Louis Usher aus Hamburg. Er zeichnete sich durch große Belesenheit und Schärfe des Verstandes aus; dabei hatte er einen köstlichen, trockenen Humor, der oft die tiefsten Falten auf des Vaters Stirn glättete. Seine Kunst, Anekdoten zu erzählen und sie vor allem richtig anzubringen, ist uns allen unvergeßlich. Er war Maler, doch brachte er, da er allzu kritisch und nie zufrieden mit sich war, selten etwas fertig, malte vielmehr jahrelang mit rührender Geduld und Ausdauer an einem und demselben Bilde. Jedes Jahr brachte er dies unfertige Werk mit nach München und versicherte jedes Jahr: „Ja, nun hab' ich's gefunden, nun werde ich in vierzehn Tagen fertig sein.“ Von ihm, respektive über ihn, existieren in unserer Familie manche Anekdoten, die seine etwas geniale Ordnung und seine jugendliche Begeisterung für die Kunst charakterisieren.

Auf einer Partie nach Oberaudorf, welche Papa mit Kreling, Usher, meinen Geschwistern und noch mehreren Freunden machte, sollen sich die drei Maler im Walde gelagert haben, um Skizzen zu malen. Usher, der seine Farben, Pinsel und Palette aus der Rocktasche zog und alles auf dem Waldboden ausgebreitet hatte, suchte sich nun mit den anderen einen schönen Vorwurf. Da kam eine muntere Viehherde, und ehe der Künstler es sich versah, waren sämtliche Malrequisiten zu einer breiigen Masse zertreten. Die letzte der Ruhe fand sich sogar veranlaßt, gerade auf der Palette des Sprachlosen ein sichtbares Zeichen ihrer Anwesenheit zurückzulassen. Als er dies beobachtete, sah er fröhlich auf das Zerstörungswerk und rief dann in heller Begeisterung: „Aber sieh mal, Kaulbach, was das für herrliche Töne geworden sind. Sieh nur, wie diese Farbenmischung prächtig wirkt, ich hätte ja niemals solch' Rembrandtsche Stimmung auf die Palette zaubern können.“ — Der Aufenthalt Ushers im Elternhause war jedes Jahr auf vierzehn Tage berechnet, dehnte sich aber immer bis in den Spätherbst aus, und nur ungern sahen wir alle ihn dann scheiden. — Auch Ferdinand

Kürnberger, der geistreiche Sonderling, brachte oft mehrere Wochen bei uns zu. Er sprach oft tagelang kaum ein Wort, um dann plötzlich von geistvollen Reden und interessanten Bemerkungen zu sprühen. Ich sah ihn zeitweise stundenlang im Garten auf und ab gehen und heftige, leidenschaftliche, von Gebärden begleitete Gespräche mit sich selbst führen. Kürnberger kam noch im Jahre 1879 als kranker Mann zu Mama und hoffte sich in deren guter Pflege zu erholen. Er wohnte mehrere Wochen im kleinen Fremdenhäuschen an der Königinstraße, doch verschlimmerte sich sein Leiden derart, auch war die Pflege durch Kürnbergers Sonderbarkeiten für Mama so erschwert, daß der Arzt darauf drang, den Kranken ins Krankenhaus zu transportieren, wo er dann nach mehreren Wochen starb.

Des Vaters Lieblingsaufenthalt war im Sommer die große Veranda an der Königinstraße, von der aus man eine herrliche Aussicht auf die Wiesen und den Kanal mit den Möven im Englischen Garten genoß. Da aber durch das Wachstum der Bäume die Aussicht in Gefahr war, ganz zuzuwachsen, so ließ Papa im ersten Morgengrauen die größten, von ihm bezeichneten Äste heimlich absägen, auch die frischen Wunden, die zu Verrätern werden konnten, mit Teer bestreichen und freute sich, nachdem das Manöver oft wiederholt werden mußte, wie ein Kind an seiner selbstgeschaffenen Aussicht. Dann lud er den Inspektor des Englischen Gartens freundlichst ein, den Blick von der Veranda aus zu betrachten, was der Ahnungslose, sehr geschmeichelt, gerne annahm. Das „Keineke-Fuchs-Gesicht“ des Vaters bei diesem Besuch ist mir unvergeßlich.

Der Vater hatte große Freude an Musik, soll auch als junger Mensch hübsch gesungen haben. Doch konnte er sich nur für wirkliche Melodie, wie er es nannte, erwärmen. Als die „Meisterfinger“ hier zum erstenmal gegeben wurden, war er auch im Theater und sagte dann zu seinem Gaste, Kapellmeister Herbeck aus Wien: „Wie schön müßte das klingen, wenn diese Musik nicht dabei wäre!“ Dagegen machte ihm eine Beethovensche So-

nate großen Genuß; er hatte darunter seine besonderen Lieblinge. Z. B. nannte er das Andante aus der Des-Dur-Sonate das Goldbrokatene, das meine Schwester Maria ihm unzählige Male vorspielen mußte. Auch das Septuor hörte er unendlich gerne, und wenn er guter Laune war, probierte er oft zu singen; wollte dies aber nicht so recht gehen, konnte er ganz böse werden und rief aus: „Ach, wenn ich Stimme hätte, ich würde prachtvoll singen, da solltet ihr euer blaues Wunder hören und sehen.“ Das Quintett aus „Cosi fan tutte“ war nun gar sein höchstes Entzücken, und wenn es irgend möglich war, mußten wir ihm dies vorsingen. Auch unter den Liedern hatte er viele, die er jeden Sonntag von mir hören wollte. Da kam zuerst Schubert, Schumann und dann Hornstein an die Reihe. Wenn ich probierte, etwas Neues einzuschmuggeln, merkte ich schon an seinem Gesicht, daß ihm dies nicht gefiel; er war zerstreut und paßte nicht recht auf. Dann rief er endlich: „Ach, sing doch mal wieder das von der Nachtigall oder das mit den schönen Akkorden!“ (Abendrot von Schubert). Da hatte ich dann keinen eifrigeren Zuhörer, als den Vater. So wurde also viel und gut musiziert im Elternhause, und jeder tat sein Bestes, ihm ein befriedigtes Lächeln, ein freundliches Brummen abzugewinnen! Bei diesen musikalischen Nachmittagen spielte die alte Freundin des Hauses, Frau v. Belli, geb. Aretin, eine große Rolle, denn sie verstand es durch ihr feines musikalisches Spiel und ihren reizvollen Gesang, alt und jung zu fesseln. Doch konnte der Vater, wenn er sich etwas in den Kopf setzte und sich einbildete, das und das mußte schön sein oder melodisch klingen, seine Umgebung oft recht quälen. So gedenkt mein Mann noch mit Schaudern an einen Nachmittag in meinem Elternhaus. Er war damals ungefähr zwölf Jahre alt und hatte erst vor kurzem das Violinspiel angefangen. Zufällig war davon die Rede und Papa sogleich ganz begeistert bei dem Gedanken, wie herrlich das klingen mußte. „Diese schönen, klagenden Töne, ach, das muß ja gottvoll sein! Ich bitte dich, mein Junge, gehe nach Hause, hol' deine Geige und spiel' mir



etwas recht Melodisches vor!" Es half nichts, daß die ganze Familie dem kleinen Künstler in seiner Versicherung beistand, daß er noch lange nicht schön spiele, denn in einem halben Jahr sei dies bei der Violine nicht möglich; nichts wirkte, Papa blieb unerschütterlich. „Tut nichts, spiele mir nur eine ganz einfache Melodie.“ Papa hatte sich's in den Kopf gesetzt, und so mußte der unglückliche Junge rasch sein Instrument holen. Zitternd fing er dann mit Marias Begleitung zu spielen an, doch dauerte es nicht lange, so änderten sich schon Papas Züge, und plötzlich rief er: „Hör' auf mit deinem Eulengekrächze!" Das war nun freilich eine starke Enttäuschung, und mit den Tränen kämpfend, packte der junge Virtuose seine Geige zusammen und lief fort. Auf der Straße ließ er dann seiner Tränenflut freien Lauf und schluchzte so laut und herzbrechend, daß der Wachtposten am Kriegsministerium sein hartes Soldatenherz erweichen fühlte und hinüberrief: „No, was ist denn da passiert?" Am anderen Morgen aber kam mein Bruder, von Papa gesandt, zu dem Unglücklichen und richtete viele Grüße aus, er möge doch kommen. Obwohl nun K. kurz vorher bei seiner Männerehre einen furchtbaren Schwur getan hatte, nie mehr dieses Haus zu betreten und die ganze Familie mit Verachtung zu bestrafen, so fügte es ein guter Geist, daß der gräßliche Schwur nicht ausgeführt wurde, denn zur selben Stunde sah man die beiden Freunde Arm in Arm in die Gartenstraße einbiegen. Am Tor des Kaulbachhauses aber stand Papa, ein großes Stück Zwetschkuchen in der Hand haltend. „Nun, mein lieber Junge," sagte er zu dem etwas verlegenen Karl, „was ist dir lieber, das Stück Kuchen oder ein Kuß?" Welche von den beiden Gaben der verkannte Künstler gewählt hat, weiß ich nicht mehr; hoffen wir — beides! Jedenfalls muß ich aber zu seiner Ehrenrettung konstatieren, daß der Vater in späteren Jahren noch oft mit unendlicher Freude dem „Eulengekrächze" zuhörte und in Melodien, die mein Mann ihm auf der Violine vorspielte, schwelgte. Meistens geschah dies an den früher schon erwähnten Sonntagen nach Tisch. Zuerst war Familienessen, wozu oft Freunde

oder interessante Gäste geladen wurden. Zu den beinahe ständigen Tischgenossen gehörte der Direktor der Staatsbibliothek Halm, Baron Lilienkron (Musiker, später Dompropst in Schleswig) mit seiner schönen Gattin und andere mehr. Dann erinnere ich mich noch am Sonntagstisch gesehen zu haben: Pater Hyacinth (Charles Loison, französischer Prediger, Bekämpfer des Unfehlbarkeitsdogmas), Professor Johannes Huber, den altkatholischen Bischof Keinkens, den Historiker Ferdinand Gregorovius, Maler Feodor Diez, Professor Niehl, Stiftspropst Döllinger, Professor Carriere, Ernst Förster, Andersen, Familie Dürck, den Dichter Alfred Meißner, in früheren Jahren Hans von Bülow mit Frau Cosima, Otto v. Leizner, E. Schnegans, Karl Stieler und seine beiden Brüder Professor Eugen Stieler und Doktor Guido Stieler und noch viele hervorragende Menschen, deren Namen mir entfallen sind. Bei Tisch wurde sehr lebhaft und anregend gesprochen, und ich bedauere jetzt, damals zu jung gewesen zu sein, um einzelne interessante Gespräche mir gemerkt oder notiert zu haben. Papa verstand es ausgezeichnet, das Gespräch zu animieren oder ihm durch kleine kurze Bemerkungen eine interessante Färbung zu geben, obwohl er ja niemals längere Reden hielt; denn diese Kunst war ihm zu seinem Bedauern ganz versagt. Er freute sich, wenn man im Essen und Trinken eine gute Klinge zu schlagen verstand und ging mit gutem Beispiel tapfer voran, indem er uns zutrunk und vergnügt rief: „Evviva, ihr Kinder, ein Lumpenkerl, wer nicht austrinkt!“ Beim Champagner gab es oft ein ganz lustiges Getöse, und wenn dann Papa noch das große Venezianerglas vom Büfett herunterholte und, auf dem Rande leise streichend, bis es wie eine Glocke klang, intonierte: „Infolge dieses freudigen Ereignisses“, da war die Stimmung wohl auf dem Höhepunkt angelangt. Die Mutter hatte sich trotz allgemeinen Protestes schon lange auf ihr Zimmer zurückgezogen, und auch Papa stand nach einiger Zeit, wenn ihm die Geschichte zu toll wurde, auf, rief uns noch zu: „Ihr seid mir zu dumm!“ und fort war er. — An solch glücklichen Tagen lag es nahe, daß

er sich auch manchmal zurückerinnerte an seine harte Jugendzeit. Zwar sprach er niemals gerne davon; denn es verstimmte ihn auf viele Stunden; aber sei es, daß er sich sein gegenwärtiges Glück durch solche Erinnerung noch teurer machen wollte, oder dachte er, uns, die wir in den Tag hineinlebten, eine kleine Mahnung zu geben, kurz, es kam manchmal vor, daß er uns von den früheren Tagen erzählte. Da ich dies beinah immer wörtlich aufgeschrieben habe, lasse ich hier am besten den Vater selbst erzählen:

„Mein Urgroßvater war, so erzählt die Sage, ein Wachtmeister, der vom Heere Gustav Adolfs nach Westfalen verschlagen wurde und sich dort niederließ. Eine andere Version sagt, zur Zeit Friedrich Wilhelms I., des Vaters vom alten Fritz, haben drei Brüder Kaulbach in der Pfalz auf dem Felde eines schönen Sommertages gearbeitet. Da kamen die Werber und wollten die Brüder ins Heer stecken, denn es waren die richtigen „langen Kerls“. Die aber wehrten sich ihrer Haut, erschlugen die Werber und flohen nach Westfalen, wo der eine davon mein Urgroßvater sein soll. Doch wollte ich euch eigentlich von meinem anderen Urgroßvater mütterlicherseits, Brenken, erzählen. Der war ein wohlhabender Bauer, und ich kann ihn euch ganz genau schildern: Die weißen schönen Haare von einem Kamm zurückgehalten, den langen Rock mit den silbernen Knöpfen, die blumige Weste, die kurzen Beinkleider, die weißen Strümpfe und Schuhe mit großen silbernen Schnallen und die lange Pfeife im Munde — so sehe ich ihn noch vor mir! Besonderen Reiz hatte für mich das Erntefest. Das Bild eines solchen, besonders schönen, begleitet mich durchs Leben. Ein herrlicher blauer Sommertag. Die Lerchen zwitschern und jubilieren, alles ist voll Leben und Freude; über Wiesen und Stoppelfelder geht der Getreidewagen, der so schwer ist, daß die Pferde die große Last kaum ziehen können und tüchtig arbeiten müssen. Sie sind phantastisch aufgepuzt mit Bändern und Blumen; auch die stattlichen schönen Kerls, die sechs Söhne, die Knechte und Mägde, haben ihr Bestes angezogen. Voran gehen die Musi-

kanten, und während alles singt und tanzt, lacht und springt, sitze ich hoch droben auf dem Wagen, tief in das duftende Korn eingegraben, und schaue mir still die ganze Geschichte an. Wir kommen dann in die Nähe unseres Hauses, und ich sehe schon von weitem den Urgroßvater vor dem Hause sitzen, die lange Pfeife im Munde. Er ist ein stolzer Mann, drum darf er sich's nicht merken lassen, wie sehr es ihn freut, daß gerade heute bei seinem Erntefest so schönes Wetter ist und die Nachbarn seinen Reichtum sehen und bewundern können. An den Sonntagen ging die ganze Schar, denn mein Urgroßvater hatte elf Söhne, in die Kirche. Der Weg ist weit und führt über große Felder; und wenn im Sommer das Korn recht hoch stand, so sah man oft wohl nur den oberen Teil des Kopfes oder in besonders guten Jahren sah man gar nichts von den Menschen. Da nun die elf Söhne wahre Hünengestalten waren, so will das schon was heißen! Wenn dann die Glocken anfangen zu läuten, nahmen sie alle die Hüte ab und trugen sie auf ihren Stöcken über ihren Köpfen. Von weitem sah man also dann nur zwölf Hüte in der Luft über die Felder schweben. So gingen sie weiter, alle in andächtiger Stimmung. — Wenn ich als 16jähriger Bursche von Elberfeld nach Düsseldorf wanderte, kam ich immer an einem wundervollen Garten vorbei. Der gehörte einem reichen Baron. Da stellte ich mich oft lange an das Gitter und schaute den schönen, rotbackigen Kindern zu, wie sie da spielten. Ach, ich wäre auch sehr gerne eines von diesen glücklichen Kindern gewesen, die da tanzten und jubelten! Nach mehreren Jahren, als ich in Düsseldorf studierte, wurde ich von einem Freunde, ich glaube, es war Maler Eberle, an eine reiche Familie als Zeichenlehrer empfohlen. Um etwas zu verdienen, nahm ich natürlich diese Stelle an und ging in meiner etwas abenteuerlichen Tracht, Barett, lange Haare, Samtröckchen, in dies Haus. Von meiner Schüchternheit und entsetzlichen Verlegenheit machte sich kein Mensch einen Begriff, besonders da die jungen Damen fortwährend licherten und leise lachten. Mir kamen die Gesichter so bekannt vor, der Name auch,

und endlich erfuhr ich, daß es dieselben waren, die ich damals in dem schönen Garten spielen sah. Das waren nun große, stattliche Mädchen geworden. Ich war auch ein hübscher Kerl, aber arm, arm wie eine Kirchenmaus. Als ich nach der ersten Zeichenstunde Eberle begegnete, machte er mir Vorwürfe, daß ich in diesem Anzug zu der vornehmen Familie zu gehen wage, und schleppte mich trotz meines Widerstrebens zu einem Manne, der Kleider zu verleihen hatte. Da wurde ich nun in einen Frack gesteckt, der bis zum Boden reichte. Die Ärmel waren viel zu lang, mußten deshalb umgeschlagen werden. Die langen Haare ließ ich mir durchaus nicht abschneiden; aber einen scheußlichen alten Hut mußte ich wohl oder übel aufsetzen. Ich sah schändlich aus, aber es schickte sich so besser! So ging ich denn hin, konnte aber kaum gehen und stehen, so unbequem saß alles. Aber als ich in das Zimmer der Damen trat, brachen die in ein wahres Hohngelächter aus und konnten sich gar nicht mehr beruhigen. Ich, das hören, umkehren, Türe zuwerfen und fort aus dem Hause, war eins! Es war mir fürchterlich, von jungen Mädchen ausgelacht zu werden, denn ich war eitel! Ich rannte hin, warf all das Teufelszeug in die Ecke und war der alte. Zu den Damen ging ich aber nie mehr wieder!

Ich hatte eine kleine Schwester, die ich ungeheuer lieb hatte, und das Kind hing auch sehr an mir. Meine Eltern schickten mich oft weit fort, um das Geld einzukassieren, denn mein Vater war ja so arm, daß wir nichts zu beißen hatten, und dem waren die Leute auch noch schuldig; eben weil er ja nur ein armer Mann war. Der konnte schon warten! So kam ich denn auch einmal nach mehrtägiger Wanderung müde nach Hause — ja nach Hause. Ich fand die Wohnung leer, und die Eigentümer teilten mir halb mitleidig mit, daß meine Eltern ausziehen mußten, weil sie den Wohnungszins nicht mehr zahlen konnten. Sie hätten sich wohl eine andere Wohnung gesucht, meine kleine Schwester aber sei unterdes gestorben! In meinem Jammer wußte ich nicht wohin und ging in den leeren, ärmlichen Räumen umher. Da fand ich ein kleines

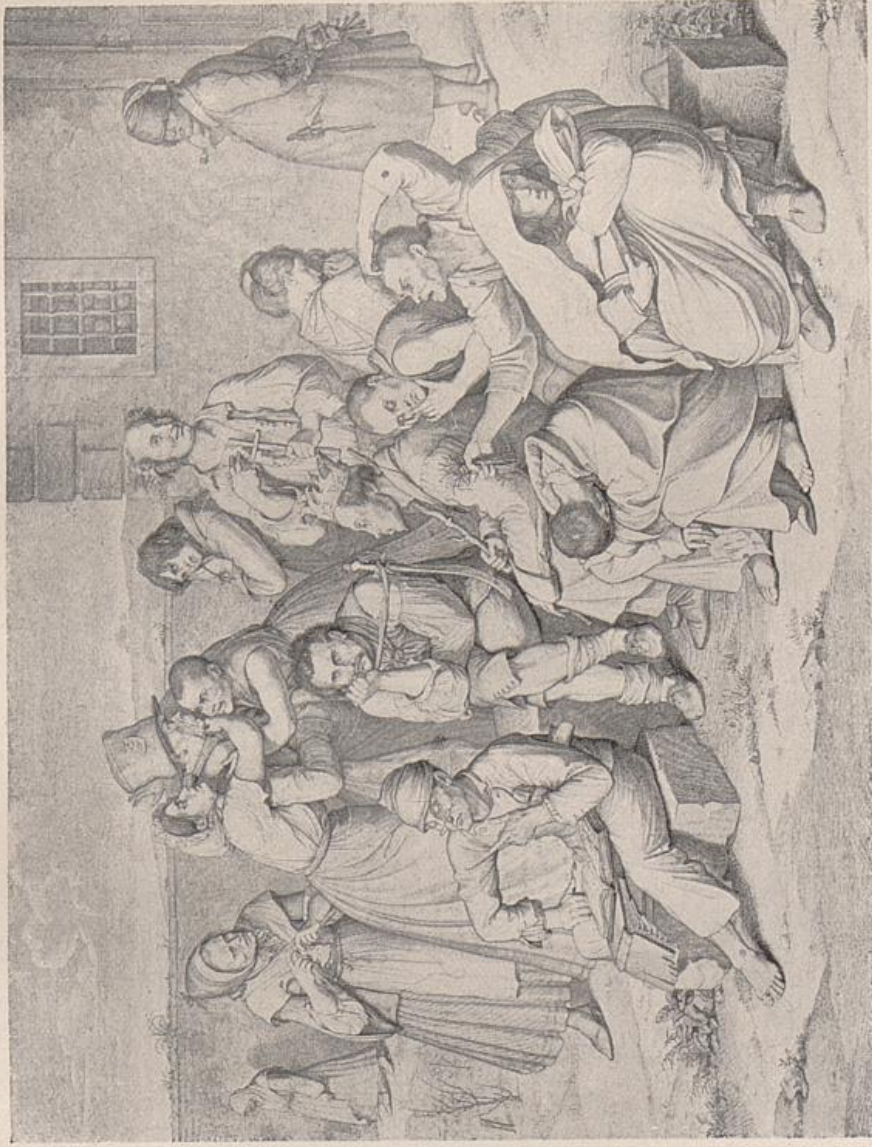
Bild, welches man in der Eile vergessen hatte, es war meine kleine Schwester! Da nahm ich das Bild, setzte mich auf den Boden und weinte, weinte recht nach Herzenslust! Ja, ihr Kinder wißt nicht, was das heißt, in Not und in Elend aufwachsen! Meinen jetzigen Wohlstand habe ich immer in meiner Jugend als goldenen Traum gesehen. Immer bildete er den Hintergrund bei all meinem Arbeiten und Schaffen. Glücklich werden, glücklich, das war meine Sehnsucht! Worin das eigentliche Glück bestand, das machte ich mir erst später klar. Als Junge, ja da glaubte ich, das größte Glück für mich sei es, wenn ich mich mal an Butterbrotten recht satt essen dürfte!

Als wir ein Jahr verheiratet waren, wurden wir beide vom König Ludwig nach Kreuth geschickt: „Kaulbach hat die Schwindsucht, Kaulbach soll nach Kreuth!“ Zweihundert Gulden bekamen wir von ihm, und nun verlebten wir in dem stillen Thal viel schöne Tage in einem kleinen ausgesuchten Kreis von liebenswürdigen Menschen, in dem die berühmte Sängerin Vespermann die Hauptrolle spielte. Dort wurde viel tolles Zeug aufgeführt. Z. B. erinnere ich mich eines Maskenballes, bei welchem die Mutter als Jungfrau von Orleans großes Aufsehen erregte. Ich selbst kam damals als „Paganini“, der aber seine Geige zu Haus gelassen hatte! Ich soll ihm sehr ähnlich gewesen sein, allerdings an Magerkeit gab ich ihm kaum etwas nach!

Wie das Narrenhaus entstanden ist, wollt ihr wissen? Na also, paßt auf, aber lustig ist die Geschichte nicht! Wir, Eberle, Schelling, Förster, Dalton, der Nefte Nauchs und andere, deren Namen ich vergessen habe, waren alle junge schöne Leute, Eberle und ich die jüngsten. Lange, schwarze Haare, Samtbaretts, wahre Raffael's im Äußern! In diesem schönen Kreis wurden nun auch alle schönen Künste getrieben, und wir waren ein Herz, eine Seele und ein — Geldbeutel. An schönen Tagen wurden große Spaziergänge gemacht von Düsseldorf nach Bonn, von Bonn nach Drachensfels, Heisterbach, wo man göttlichen Wein trank. Oder wir badeten in den herrlichen Fluten des Rheins. Die ganze Sippe machte dann

die tollsten Geschichten im Wasser und trieb Alotria. Bei solch einem Bade machte ich die Bekanntschaft vom Turnvater Jahn. Schon von weitem sah ich da einen stattlichen Mann auf uns lossegeln; bei jedem Atemzug hebt er sich weit aus dem Wasser heraus und bläst sich auf wie ein Puterhahn. „Ah, da kommt Jahn“, rufen die anderen, umringen und begrüßen ihn mit Jubel und Geschrei. Jahn nähert sich mir, und ich, verschämt über mein paradiesisches Kostüm, schlage schüchtern die Augen nieder. „Das ist Kaulbach“, schreien die anderen, und wir machen gegenseitig unser Kompliment im Wasser und schwimmen und tollten weiter. Jahn mitten unter uns. Des Abends wurde dann musiziert. Da lernte ich zuerst den „Freischütz“ kennen und war natürlich ganz begeistert. Doch waren die Meinungen darüber sehr geteilt, und es wurde viel hin und her gestritten. Wenn wir zuletzt recht trockene Kehlen hatten vom Streiten, Singen, Reden und Schreien, wurde Maitrank gebraut. Das waren aber schon besondere Festtage, wenn wir uns solch eine große Ausgabe erlauben durften, und es kam dies höchst selten vor.

Eines Tages kam der Arzt des Hospitals zu uns und sagte: „Nun, ihr jungen Raffaeln, kommt mal mit!“ Er führte uns in die Kirche der Anstalt und zeigte uns die leeren getünchten Wände, was für uns maldurstigen Seelen ein verlockender, herrlicher Anblick war, denn wie konnte man da loslegen und den Pinsel spazieren führen! Ich hatte keine Idee von Freskomalerei und brannte deshalb erst recht darauf, dieses neue Feld kennenzulernen. Der Arzt stellte uns die Wände ganz zur Verfügung, und so malten wir frisch, frech und froh drauf los, eine Himmelfahrt Maria. Was ich aber dabei gemalt und was die anderen, das wüßte ich wahrhaftig nicht mehr zu sagen. Als Lohn hatten wir uns Brot und Käse nach Belieben ausgebeten, für einen Kunsthändler von heute wohl ein herrlicher Kaufpreis. Da aßen wir uns denn nach Herzenslust satt und tranken Wasser dazu. Als das Bild fertig war, nahm der Arzt Eberle und mich beiseite und sprach: „Nun will ich euch noch eine Lehre mit auf den Weg geben; so jungem



Das „Marrenhaus“





ü bermütigen Volk wie euch kann das nichts schaden. Ich will euch die armen Kranken zeigen!" Und nun führte uns der Mann von Zelle zu Zelle und erklärte und erzählte uns die ganze Lebens- und Leidensgeschichte eines jeden! Heute noch hoffe ich, daß er, um uns vor schlechten Streichen zu bewahren, übertrieben hat. Ach, es war so entsetzlich, so traurig! Da die armen geisteskranken Menschen, und hier der Arzt, der leise flüsternd die furchtbarsten Bilder menschlichen Elendes entrollte. Wir junges Volk hatten ja keine Ahnung von solchen Schicksalen und hatten so ruhig in den Tag hineingelebt. Nun mit einem Male lernten wir das Leben, und gerade von der grausamsten Seite, kennen. Es ist das einer der schrecklichsten Tage meiner Jugend. Aber wie recht hatte der Arzt! Er hatte uns einen Denkfettel mitgegeben, den ich wenigstens nicht so schnell vergessen konnte. Als wir aus dem Hause in die freie Natur traten, fiel der Bann, und wir weinten wie die Kinder, und mich verfolgten diese unglücklichen Geschöpfe monate-, jahrelang im Traum und im Wachen. Es war wie eine Krankheit! Erst hier in München wurde ich das Bild los, indem ich mich entschloß, es aufs Papier zu bringen, und seht, so entstand das Narrenhaus!"

Es ist dieses Blatt wohl das erste, womit der Vater anfing, sich einen Namen zu machen, denn es wurde damals nicht allein in Laienkreisen unendlich gepriesen und erregte Aufsehen, sondern auch die Ärzte rühmten es als vorbildlich für die studierenden Psychiater. Es erschien z. B. ein wissenschaftliches Werk, das die einzelnen Typen aus dem Bilde brachte und daran interessante, belehrende Worte knüpfte über die verschiedenen Krankheitserscheinungen, die der Künstler in seltener Naturbeobachtung geschildert hatte.



Mama erzählte viele Jahre nach des Vaters Tode: Als wir, der Vater und ich, Ende der fünfziger Jahre nach Arolsen kamen — der Vater litt damals an tiefer Melancholie —, da führte er mich an das Haus, wo er geboren war. Er wollte es mir nur von außen zeigen, aber durchaus nicht hineingehen! Denn der Besitzer, ein Onkel, der Schreiner war, hatte ihn als Kind schlecht behandelt, und der Vater haßte ihn! Die Erinnerung war ihm fürchterlich. Das war, als die Eltern nichts zu leben hatten, da wurden sie vom Großvater um Gotteswillen aufgenommen. — Das Haus hatte nach der Straße eine breite, schöne Fassade, aber da wohnten sie nicht, sondern nach rückwärts ging ein kleines Zimmer, das wurde ihnen angewiesen, und da hat die Mutter den Wilhelm geboren. Als der Junge größer wurde, durfte er nicht bei den Großeltern essen, sondern in einem anderen Zimmer bei den Knechten und Mägden. — So gingen wir also am Hause vorüber. Doch ehe wir noch weitergegangen waren, sahen wir, daß der Onkel zum Fenster herausgeschaut hatte, und gleich darauf stand er schon bei uns und rief: „Wilhelm!“ Da kehrten wir um, denn es ging wohl nicht anders. Der Onkel war sehr herzlich und sagte: „Ja, Wilhelm, du bist's und du willst vorübergehen? Nein, das darf nicht sein, ihr müßt hereinkommen!“ Da folgten wir ihm denn, und der Vater hatte doch auch Freude daran, denn inzwischen waren von allen Seiten ungefähr dreißig Menschen herbeigekommen, lauter Kaulbachs, die hatten gehört, Wilhelm, der so berühmt geworden ist, sei da, und den wollten sie nun alle sehen und begrüßen. Es war wirklich ein großer Jubel. Wir luden sie alle zusammen in den Gasthof zum Essen ein, und da war es nun sehr lustig, und sie ließen es sich prächtig schmecken. Der Wirt, bei dem wir abgestiegen waren, hatte schon bei unserer Ankunft zum Vater gesagt: „Sie müssen ein Kaulbach sein, ich erkenne Sie am Familienzug“ — und so war es natürlich vorbei mit dem Infognito in dem kleinen Städtchen! Man bat uns dann, am Abend nicht auszugehen, denn es käme eine Überraschung, und wirklich brachten die guten Arolser

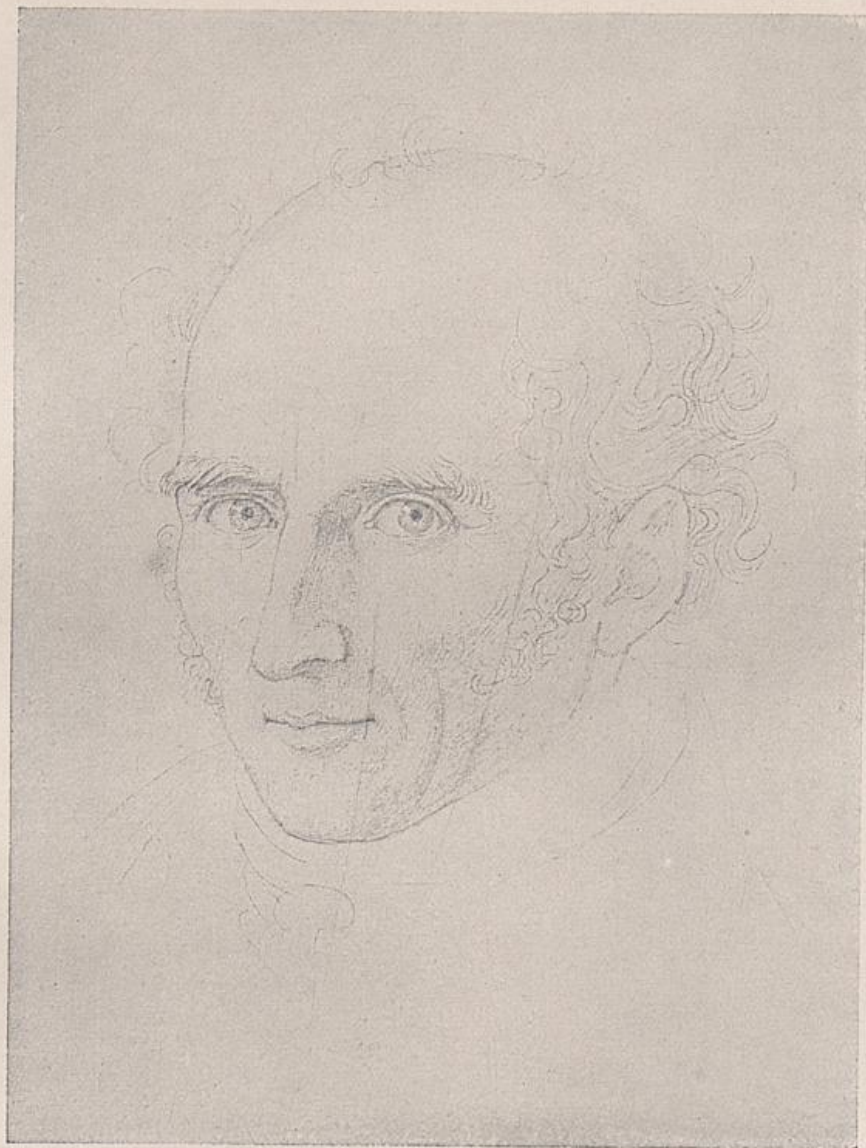
dem Vater einen sehr schönen Fackelzug und der Liederfranz sang dazu sehr hübsch. Der Vater ließ Champagner hinunterbringen, sprach mit den Leuten und machte sich alle zu Freunden. So hat dieses traurige Kapitel in dem Leben des Vaters doch auch einen versöhnlichen Abschluß gefunden.

Der alte Kaulbach war wohl eine Art Genie, aber er brachte es zu nichts und war bald Graveur, Ziseleur, bald Kupferstecher und Maler. Er malte viele kleine Porträts, wie sie damals üblich waren, und ging damit über Land und suchte sie zu verkaufen. Bei diesen schweren und oft fruchtlosen Gängen mußte der kleine Wilhelm ihn begleiten, und wenn sie nichts zu essen hatten, so sagte der Alte, der Freimaurer war, oft: „Warte, ich will da hinaufgehen, da wohnt ein ‚Bruder‘, der wird helfen.“ Dann bekamen sie wieder etwas, oft aber wurden sie auch wie Bettler fortgejagt. — Die Mutter Kaulbachs stickte sehr schön und damit unterhielt sie viele Jahre die Familie; auch die Schwestern halfen, so weit es nur in ihren Kräften stand. — Doch einmal hatten sie wirklich einen ganzen Tag lang nichts zu essen, und da gab die Mutter den Kindern Charaden und Rätsel auf, damit sie den Hunger vergäßen. Auf diese Weise wurden die „Essensstunden“ glücklich hinübergebracht, und die arme Frau mußte in ihrem Kummer heiter, froh und erfinderisch sein. Der „Charadentag“, wie er von den Kindern genannt wurde, wiederholte sich wohl noch manchmal und lebte lange in der Erinnerung des Vaters fort, und oft sprach er davon. Von Düsseldorf aus schickte der Vater seinen kleinen Verdienst nach Hause und suchte auf alle Weise die Not zu lindern. Diese traurigen Jugendeindrücke hatten den Vater, als er nach München kam, zu einem finsternen, melancholischen Menschen gemacht. Er hatte in seinen Augen beinah etwas unheimlich Ernstes, war dazu sehr menschenfeindlich und nur selten heiter. Darum wunderten sich die Leute, wie ich mich mit solch einem sonderbaren Menschen befreunden konnte, und warnten mich vor ihm. Damals hätte ich ja auch nie gedacht, daß der Vater noch so heiter, ver-

gnügt und kindlich froh werden könnte. Das war „das Glück“, welches sich ihm so treu zugesellt hat, das legte sich weich und warm um sein Herz. — In der Schwanthalerstraße kam der alte Kaulbach zu uns und blieb zwei Jahre. Es war dies keine schöne Zeit, denn er prahlte gerne und renommierte mit seinem Können. Vor allem aber brachte er seinen Sohn zur Verzweiflung, wenn er in dessen Atelier zu den Bewunderern der Bilder sagte: „Ja, ich hab's erkannt, daß er ein Genie ist; er wollte lange nicht dran, aber ich hab's ihm eingepöckelt!“ Als er wieder fortging, waren wir beide recht froh. — Tante Fine, die Schwester des Vaters, war ein liebenswürdiges, aber sehr exaltiertes Wesen, die durch eine unglückliche Liebe noch absonderlicher geworden war. Sie lebte lange bei uns und starb nach einem gräßlichen Todeskampfe an der Lungenentzündung. Ich habe damals alles, was sie in den letzten furchtbaren Stunden gesprochen, aufgeschrieben, denn es regte mich so sehr auf, daß ich nicht anders konnte; es waren entsetzlich schwere Tage und Stunden.

Meine Mutter erzählt weiter:

Es war um das Jahr 1848, als das Zigarrenrauchen hier auf der Straße und besonders vor den königlichen Gebäuden streng verboten war! Der Vater verdiente damals schon so viel, daß er sich manchmal eine besonders gute Zigarre erlauben durfte, und das gehörte zu seinem üppigsten Vergnügen. So ging er eines schönen Tages nach getaner Arbeit wohlgenut gegen den Englischen Garten zu spazieren, und weil ihn die Lust anwandelte, zündete er sich mit Behagen eine Zigarre an, ahnungslos und gedankenvoll am Prinz-Karl-Palais vorbeisclendernd. Plötzlich sah er sich von zwei Wächtern des Gesetzes angehalten: „Die Zigarre oder das Leben!“ Beides wollte der Vater nicht lassen, und nun sollte er einfach zur Polizei geführt werden. Diese Unterbrechung des hübschen Spaziergangs behagte ihm aber wenig, und er probierte auf gut Glück, sich den beiden Herren vorzustellen: „Ach, lassen sie mich doch laufen, ich bin ja bloß der Maler Kaulbach!“ — „Ei, das könnt'



Philipp Karl Kaulbach,  
der Vater Wilhelm Kaulbachs



Bleistiftzeichnung

jeder sagen“, meinten die beiden Schlaufüchse, waren aber nun erst recht ratlos, was sie mit ihrem Verbrecher machen sollten, und sahen sich vergebens nach einem Arrestlokal um. Da kam der Retter. Die Schildwache vor dem Prinz-Karl-Palais hatte die ganze Szene beobachtet und rief nun herüber: „Zut den Maler halt einstweilen in mein Schilderhäusl, während ihr zur Polizei lauft.“ Und so geschah es. Der Vater kroch in das Schilderhäuschen, und während die Schildwache außen auf und ab patrouillierte, rauchte der Vater ganz gemütlich seine Zigarre zu Ende. Als endlich die Beweise kamen, daß er wirklich Kaulbach und weiter kein revolutionärer Charakter sei, war der Ärger sowohl, als auch die Zigarre in Rauch aufgegangen, und der Vater wurde in Freiheit gesetzt! Ihr könnt euch denken, daß diese Situation aber Anlaß zu der schönsten Karikatur gab. Ich weiß nicht mehr, hat Pucci oder Kaulbach selbst die Szene dargestellt: Der Angeklagte steht mit Armersündermine im Schilderhäuschen, pafft aber heftig drauflos; oben in dem kleinen Dach ist ein mächtiger Schornstein angebracht, aus welchem dicke Rauchwolken hervorquellen, die alle möglichen Gesichter und Fragen schneiden. Links und rechts stehen die Schergen mit greulichen, unheilverkündenden Mienen. Von der Zeit an konnte der Vater ungestört seine Zigarre rauchen, und wäre es sogar vor der Residenz gewesen. —

Mama erzählt weiter:

Peter Cornelius hat dem Vater, seinem Schüler, viele Arbeiten verschafft; schon in Düsseldorf und dann später in München die Arkaden und das Odeon. Für die Arbeiten unter den Arkaden bekam er monatlich 50 Gulden und für das Bild im Odeon „Apollo mit den Musen“ 500 Gulden. Mit dem Narrenhaus war Cornelius schon sehr unzufrieden; die Realistik in dem Werke empörte ihn. Im ersten Jahr unserer Ehe zeichnete der Vater dann den „Verbrecher aus verlorener Ehre“, der unter den furchtbaren Jugendeindrücken entstanden ist. Als Cornelius aber dies sah, da war er wirklich wütend und hat es dem Vater nie verziehen, daß er so auf



Abwege geraten ist. Der Vater mag aber wohl auch Schuld haben an der Verstimmung, und gute Freunde, die hin und hertragen, gibt es ja immer. Kurz, in Berlin sahen sie sich kaum; aber als Cornelius später nach München kam, begegneten sich die beiden einmal auf der Straße. Der Vater wollte auf seinen einstigen Lehrer zugehen und ihn in alter Weise begrüßen; da blieb aber Cornelius ganz steif stehen und streckte ihm den Zeigefinger und den kleinen Finger der linken Hand entgegen. Das nennt man in Italien „dem bösen Blick ausweichen!“ — dann haben sie sich nie mehr gesehen!

Friedrich Dürck, Porträtmaler, Schüler von Stieler und treuer Freund Kaulbachs, schreibt: Mit der Maltechnik, die er nie vollständig beherrschen lernte, quälte er sich oft arg und scherzte zuweilen, daß er das doch gar nicht lernen könne; so erinnere ich mich, daß ich ihm in meinem Atelier ein nahezu vollendetes Bild zeigte und er mir unter anderem den Rat gab, ein blaßrotes Gewand mit Lack zu lasieren. Ich entgegnete: „Ich habe das auch schon auf der Farbenskizze probiert, es scheint mir aber nicht gut auszusehen.“

„Zeig’ mir doch die Farbenskizze!“ — ich tat es, und er rief lachend: „Pfui Teufel! das sieht ja gerade aus, als hätte ich’s gemacht!“ — Daß Kaulbach, trotz seines Selbstbewußtseins, den klaren Blick hatte, seine Achillesferse — die Maltechnik als solche — genau zu taxieren und zu kritisieren, das ist gerade bei ihm nicht hoch genug anzuschlagen. Charakteristisch hierfür ist auch seine stete Klage, daß er zuviel auf das Zeichnerische und zu wenig auf das Malerische erzogen war, und so kam es, daß er sich für die junge Schule und die aufstrebenden Talente der modernen realistischen Auffassung aufs höchste interessierte und begeisterte. — Hatte er doch, als es sich darum handelte, seinem Sohn Hermann einen tüchtigen Meister zu geben, ohne Besinnen C. v. Piloty gebeten, sich des jungen Talentes anzunehmen — denn nur bei ihm könne er sein Känzchen vollpacken: „ich wollte, ich könnte auch noch auf der Schulbank sitzen.“ — Den jungen Makart bewunderte Kaulbach

mit all seiner frischen Begeisterung. Eine kleine Skizze zur „Kleopatras“ erwarb Kaulbach für sich und konnte stundenlang vor dem Bilde sitzen und in Farben schwelgen.

Kaulbach erzählte einmal, daß König Ludwig I. bei ihm anfragen ließ, ob er den Barontitel annehmen würde. Da meinte er: „Ach, zu was?! Meinen Kindern könnte solch ein Anhängsel mal recht lästig und hinderlich sein auf ihrem Lebensweg; und mir und meiner Frau genügt der Name — Kaulbach.“

Friedrich Dürck erzählt weiter: Es hat wohl wenige Künstler gegeben, die einen so außerordentlichen Formensinn und in folgedessen ein so eminentes Formengedächtnis besaßen wie Kaulbach. Ich habe viele aus der Erinnerung gezeichnete Porträts von ihm gesehen, welche, ohne karikiert zu sein, so frappant ähnlich waren, daß man nicht zweifelte, sie seien nach der Natur gezeichnet. In seinen jüngeren Jahren benützte er dies Talent häufig zu künstlerischen Scherzen. So entwarf er eine lebensgroße Kohlenzeichnung an der Wand seines Ateliers in den Arkaden, die ganze Akademie darstellend, vorne Cornelius auf dem Hausmeister reitend, hinter ihm P. Heß als Kapuziner, Schnorr als Nibeljunge; der fromme Bildhauer Eberhardt eine Statuette der Madonna ans Herz drückend, dann der Kunstkritiker Schorn mit der Feder hinterm Ohr und in die Trompete stoßend. An einer anderen Wand war gleichfalls das treffliche Bild Hermanns (die Gefangennehmung Friedrich des Schönen in der Schlacht bei Ampfing) im modernen Kostüm durch Kaulbach dargestellt, die Personen alle Porträts seiner Freunde: der Schlachtenmaler Monton als Ludwig der Bayer mit hohem Zylinder und Regenschirm, Eberle die Hände auf dem Rücken gebunden, die langen Haare über das Gesicht herabfallend, als Friedrich der Schöne, Köckl als Bischof von Bamberg, Gasser und Lindenschmitt als stämmige Bäckerknechte.

Ludwig Speidel erzählt: Besonders hinreißend war Kaulbach, wenn er sich im kleinsten Kreise, umwölkt vom Dampf der Zigarre, der Unterhaltung im Gespräch hingab. Da lauschte jeder in ge-

fesselter Andacht, wie er seine geistreichen Bemerkungen austreute und jedes Thema mit einer nie alternden Phantasie anschaulich ausmalte. Kaulbachs Wort hat — wie allgemein bekannt war — von jeher Salz gehabt, wenn er auch kein Redner in großen Versammlungen gewesen ist. Seine Begeisterung glühte mehr nach innen. Man fühlte, daß er nur Autodidakt war und niemals schulmäßig im Vortrag sein konnte. Aber der Zauber seiner Redeweise wirkte bestrickend auf alle.

Der Reiz von Kaulbachs Gespräch beruhte in ganz anderen Dingen als in der zuströmenden Wortfülle und in der grammatischen Untadelhaftigkeit der Satzbildung. Es ist ein rein geistiger Reiz. Mag die Rede jetzt zögern, jetzt flüchtig dahineilen; mag sie bald auf einem Fuße hüpfen, bald wie ein Stummer oder Stotternder in die mimisch deutende oder Gestalten beschreibende Hand fahren; mag sie in einem plötzlichen Wort erstarren wie ein Eiszapfen oder sich in ein bedeutsames Lächeln verlieren — das alles ist bloß Außensache und berührt die Sache nicht. Am Ende beherrscht Kaulbach seine eigenen Gedanken ebensogut wie nur immer ein nach München eingewanderter Troubadour oder ein Peripatetiker die Gedanken anderer Leute, und bei näherem Zuschauen sieht man in seinem Gespräch nur einen an langem Faden befestigten Vogel flattern, den die Hand des Haltenden schließlich doch einfängt. Selbst das anfangs Befremdende an solcher Redeweise wird später zu einem eigenen Reiz, den man nicht missen möchte. Die bloße Phrase, das Flickwort und die rethorischen Schulblümchen schließt solche Gesprächsart von vornherein aus; man hat vielmehr das wunderbare Vergnügen, einem geistigen Zeugungsprozeß beizuwohnen, und die noch feuchten und triefenden Gedanken aus dem Kinderbrunnen der Seele herauszuschöpfen zu sehen. Nur Selbstempfundenes, Selbstgeschautes kommt zutage, und Kaulbachs Urteile sind meistens treffend, stets aber selbständig eigentümlich und interessant. Tatsachen, Bilder, Gleichnisse, den verschiedensten Wissensgebieten entnommen, stehen ihm zu Gebote, denn man muß wissen, daß Kaulbach, trotz

des federleichten Schulsackes, den er ins Leben mitgebracht, durch Lektüre und bedeutenden Umgang sich ein Kapital von Kenntniß erworben, das ihn unter den geistig vermöglichen und am höchsten besteuerten Männern seiner Zeit einen hervorragenden Rang anweist. Totes Schulwissen natürlich wird bei ihm niemand suchen, sondern alle Kenntniß ist ihm zur Bildung geworden und trägt das Gepräge seiner bedeutenden Persönlichkeit. Man muß Kaulbach einmal unter vier Augen von künstlerischen Entwürfen sprechen hören. Er setzt einen zu malenden Vorwurf auseinander und scheint, ihn mündlich darstellend, gleich zu malen. Halb geschlossenen Auges richtet er seine ganze Denkkraft nach innen, in jäh fließenden, aber plastisch bezeichnenden Worten beschreibt er seinen Gegenstand, wobei die Hände ihn in der Luft zu umreißen und zu ballen scheinen. Gestalt um Gestalt ringt sich aus seiner Phantasie los, bis endlich das ganze Bild ihm leibhaftig gegenübersteht, auf welchem nun sein freudig erweiterter, lichtstrahlender Augenstern mit Befriedigung ausruht. Fabel und Historie, geschichtliche Figuren und duftige Märchengestalten sind Kaulbachs Einbildungskraft gleich geläufig. Die Tonleiter vom Erhabenen an bis herab zum Komischen spielt er mit virtuoser Hand und voll und wohlklingend greift er die Akkorde der in sich gesättigten reinen Schönheit. Durchaus einen Widerhall dieses universalen künstlerischen Vermögens bildet Kaulbachs Gespräch, und wie sein künstlerisches Schaffen, ist auch sein Wort frei von Einseitigkeit und verhärteter Vorniertheit. Wie er die eigenen Schwächen belächelt und persifliert, so tut er es auch mit Fremden, er ist gegen sich selbst wie gegen andere ein Schalk.

Karl Stieler schreibt: Kaulbachs eigentliche Größe beruht nicht nur darin, daß er etwa irgendeine bestehende, seit Jahrhunderten gepflegte Richtung auf den höchsten Punkt ihrer Vollendung hob, sondern darin, daß er eine Richtung in der Kunst geschaffen, die in ihm ihre Verkörperung und ihre Vollendung fand und die auch nicht einer unter Lebenden fortsetzt. Denn auch das schönste Talent ist nicht imstande, die Erbschaft des Genius zu übernehmen, erst nach Jahr-

hundertern kommt oft der Erbe, der diesen ruhenden Schatz sein eigen macht und wieder lebendig anknüpft an diese große Verlassenschaft.

Karl Stieler erzählt weiter: Wir stehen vor einem der tiefsten Schatten in diesem Bilde, vor einer der schwersten Pflichten, die diese Darstellung uns auferlegt, wenn man nicht bloß vom Standpunkt der Forschung, sondern von dem des Gemüths ausgeht. Wie peinlich ist es, in einem so großen und reichen Leben all jene Qualen aufzudecken, die aus dem eigensten Kreise hemmend in die Entwicklung desselben greifen! Da wo nur das äußere Dasein davon berührt ward, mag es gestattet sein, sie zu umgehen, aber nie und nimmer, wo der innerste Charakter eines Mannes, ja selbst sein Schaffen, dadurch beeinflusst ward. Und das war bei Kaulbach der Fall, das Familienunglück war so sehr ein entscheidender Factor seiner ganzen Entwicklung, daß die Spur desselben niemals völlig verschwand.

Wer dieses Moment beiseite läßt, dem fehlt nicht nur ein wesentlicher Zug in diesem Bilde, sondern geradezu der Schlüssel für die Entwicklung seines ganzen Lebens; es handelt sich nicht nur um eine Pflicht, die wir der historischen Wahrheit schulden, sondern um eine Pflicht gegen den Meister selbst. Das was er getan, wissen alle, aber das was er gelitten, nur wenige, und doch ist auch das für ein gerechtes Urtheil kaum minder wichtig. Wie mancher herbe Zug im Wesen bedeutender Männer, den die Späteren kaum mehr verstehen, hat hier seine Quelle; wie kurzichtig ist der Glaube: Die wahre Pietät bestehe nur im Verschweigen!

Kaulbachs heimische Verhältnisse waren tiefer als je zerrüttet, die bitterste Not bedrängte seine Familie, und vergeblich strebte der Vater in seiner rastlosen erfinderischen Weise noch einen Ausweg zu schaffen. Durch einen letzten, verzweifelten Versuch, seine Familie dem Elend zu entreißen, kam er mit den Gesezen in Konflikt, und als Wilhelm wieder nach Hause kam, fand er ihn nicht mehr daheim. Er war in Werden interniert, wenige Stunden von

Mülheim — dort, wo vor jedem Fenster ein eisernes Gitter lag, mußte der Sohn den Vater suchen.

Der Eindruck, den diese Katastrophe auf das Gemüt des Jünglings machte, war vernichtend; das überbot allen Kummer, den er bisher erlebt, und doch war sein Leben an Kummer nicht arm! Bis in die spätesten Jahre ging es ihm nach, als er längst auf den Höhen des Glückes stand — und mitten im heiteren Gespräch verstummte er plötzlich, wenn manchmal eine ahnungslose Hand auf solche Erinnerungen traf. Da ward es schwül und finster in seinem Angesicht, er konnte sich betrüben bis zum Weinen — tigerhaft bäumte sein ganzes Wesen sich auf vor diesem eisernen Gitter. Nur mit wenigen hat er je darüber gesprochen, aber sicherlich mit keinem, der nicht erschrocken wäre vor der wühlenden Kraft, womit sich dieser Kummer damals in sein Herz gebohrt. —

Was nun? Mit doppeltem Eifer ging er jetzt an die Arbeit, die ja sein einziger Trost blieb, mit doppelter Sorge dachte er jetzt ans Elternhaus, dem er die einzige Stütze war. Und statt zu wanken, ward die Treue nur stärker, womit er an den Seinigen hing. So oft es nur anging, suchte er die Mutter in Mülheim, den Vater in Werden auf; er ging zu Fuß den meilenlangen Weg; aber da war kein Weg zu weit, kein Wetter zu stürmisch; was er nur immer erübrigte, das wanderte nach Hause, nach Mülheim.

Heinlein erzählt: In der Lerchenstraße hatte Kaulbach ein mäßig großes Zimmer als Atelier. In einem Alkoven dieses Zimmers standen zwei Betten; vor dem seinigen war ein großer Nachttisch mit einer Lampe, an welcher er nächtelang in jenem halben Traumzustand, in den er sich so energisch zu versetzen wußte, zeichnete. Hier entstanden die Gestalten, die seiner Phantasie vorschwebten. Er träumte sie eigentlich mehr, als er sie zeichnete, und am Morgen nahm er dann die einzelnen Blätter und reihete sie an den Karton an. Heinlein, der jeden Morgen zu ihm kam, konnte sich am besten überzeugen von der kolossalen Arbeit, die er über Nacht geleistet.



Nun komme ich wieder auf meine eigenen Erinnerungen zurück und möchte von unseren Reisen erzählen, die ich in Gesellschaft des Vaters und der Geschwister machen durfte.

In den beiden Jahren 69 und 70 brachten wir das Frühjahr im schönen Cadenabbia am Comersee zu. Die Gesellschaft bestand aus Papa, Hermann, meiner Schwester Maria mit ihrem Mann und meiner Wenigkeit. Im zweiten Jahre durfte auch die Braut meines Bruders an der Reise teilnehmen. Sie hatte in meinem Elternhaus eine zweite Heimat gefunden und brachte dort vor ihrer Verheiratung ungefähr ein Jahr zu, in welcher schönen Zeit sie wie ein Kind des Hauses gehalten und mir eine liebe Schwester geworden war. Mama blieb beide Male zu Hause, denn sie trennte sich schwer von Haus und Hof und war eine zu tätige Natur, um mehrere Wochen jeglicher Mühe, Arbeit und Sorge entraten zu können. Das waren nun wirklich herrliche Wochen, die wir an dem idyllischen See verlebten, und ich werde stets mit Wonne daran zurückdenken. Wenn Papa auf Reisen ging, so hatte er vor allem die Devise: „Leben und leben lassen“. So glaubte ich damals in meinem gedankenlosen Genießen, jeder Mensch fahre erster Klasse und jeder Mensch sei gewohnt, sich die schönsten Zimmer vorauszubestellen, und jeder Mensch müsse in Innsbruck und Verona ein vorher bestelltes Mittag- und Abendessen in hellerleuchteten Zimmern

finden. Erst später bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß nicht alle Menschen so glücklich sind, sich diese Annehmlichkeiten zu bereiten, dabei aber doch recht vergnügt sein können. Da wir alle jung und lustig waren, und Papa es mit uns sein konnte, so ging also die mit Trinkgeldern gepflasterte Reise unter Lachen und Jubel gen Süden. In Schellenberg erlebten wir das erste Abenteuer. Hier stiegen Papa und Hermann aus, um zu Fuß nach Gossensaß zu gehen und dort die Bahn zu erwarten. Hermann, der Reisemarschall, hatte die Obhut über das Reisegeld. Um dies nun gut und sicher aufzubewahren, mußte er es in einem eigens konstruierten Ledergurt, mehr originell als praktisch, einer Art ledernen Bauchbinde, auf dem Leib tragen. Da unsere Reise sich noch ziemlich in den Anfangsstadien befand, und Papa nicht vorhatte, schlecht zu leben, so kann man sich denken, daß dieses Kleidungsstück gerade nicht zur Erleichterung bei schnellen Bewegungen beitrug, besonders da das Reisegeld meistens aus Goldstücken bestand. Wir anderen kamen also mit der Bahn in Gossensaß an und sahen zu unserem Schrecken weder vom Vater noch von unserem „doppelt teuren“ und gewichtigen Bruder eine Spur. Auf dem Bahnsteig war niemand als drei arme Kälber, die gebunden lagen und auf das Ausladen warteten. Welches Entsetzen, als wir hoch oben am Berg die zwei Herren als kleine Pünktchen entdeckten, die sich in rasendem Lauf auf uns zu bewegten. Über Zäune und Felsen, über Stock und Stein ging der Galopp der beiden Schnellläufer. Inzwischen war, dem Himmel sei Dank, ein ganz leidenschaftlicher südlicher Streit zwischen den Bahnbediensteten entbrannt über die drei unglücklichen Kälber. Keiner wollte sie in den Wagen laden. Jeder wollte diese Arbeit dem anderen zuteilen, und dieser edle Streit war der Retter! Denn bis die Tiere endlich in Sicherheit waren, kamen auch Papa und Hermann endlich bei uns an und fielen atemlos pustend und schnaubend in unsere Arme und in das Kupee. Papa war ganz aufgelöst, aber sehr stolz, daß er mit seinen 64 Jahren noch so schnelle Füße habe. Er glühte wie eine Rose und rief immer



wieder aus: „Also drei Kälber haben uns gerettet, sieh mal, drei arme Kälber! Deifel noch mal, das war 'ne Jagd!“

Im Sarkatal vor Niva, wo wir mehrere Stunden mit dem Wagen durch das öde Land fahren mußten, hatten wir sehr schlechtes Wetter; es goß in Strömen, und wir sahen nichts als die Felsen-Trümmer, die in dem Tal verstreut waren und keinen Baum, keinen Strauch, nichts Grünes aufkommen ließen. Von jeher hatte Papa eine Passion, auf dem Bock neben dem Kutscher zu sitzen, und frönte dieser Leidenschaft sowohl im Sarkatal als in München oder sonstwo, wodurch er oft gegen alle Sitte verstieß. Er ließ es sich nicht nehmen, unseren Kurier zu machen, wie er sagte, und während wir drinnen im Wagen gemütlich und warm saßen, wurde Papa oben auf seinem luftigen Sitz ganz durchkältet und durchnäßt. Von der trostlosen, felsenüberschwemnten Landschaft war er aber so ergriffen und erschüttert, daß wir nicht wagten, ihm Vorstellungen zu machen. In Niva angekommen, fühlte er sich gleich sehr unwohl und mußte wegen seines alten schmerzhaften Blasenleidens mehrere Tage zu Bett bleiben. Endlich durften wir aber ans Weiterreisen denken und kamen nach ein paar Tagen an den herrlichen Comersee. Nach mehrstündiger Dampfschiffahrt fuhren wir bei prächtigem Sonnenschein um die Halbinsel von Bellaggio, und vor uns lag das reizende Ufer mit Eadenabbia, Tremezzo und der Villa Carlotta. Die liebenswürdige und schöne Wirtin, Signora Gianella, empfing uns und hatte sogleich durch ihre Grazie und ihr schönes Italienisch Pappas ganzes Herz gewonnen. Auf diesem schönen Fleckchen Erde verbrachten wir nun, trotz des anfänglich winterlichen Wetters, ganz reizende unvergeßliche sechs Wochen. Mit den Fremden hatten wir wenig Verkehr und schauten sie nur von ferne an, dagegen fanden wir in den einheimischen Deutschen sehr angenehme, liebe Gesellschaft. Diese führten uns in der Gegend ein und zeigten uns die Schönheiten zu Wasser und zu Land. In der Villa Carlotta durften wir nach Belieben ein und ausgehen, da der Kustos ein Deutscher war und sich mit seiner Gattin sehr liebenswürdig unser

annahm. Um das Interesse für ihn noch zu erhöhen, hieß er Albrecht Dürer und sah seinem Vorfahren merkwürdig ähnlich. — Besonders liebte Papa eine Landzunge im Süden von Cadenabbia. Dort stand, weit in den See herausgebaut, ein altes verfallenes Schloßchen im Schatten hoher, dunkler Zypressen; es soll der Sommerpalast eines Kardinals gewesen sein und hieß Valbianello. Auf der Terrasse dieses kleinen Paradieses saß Papa gerne, und während er die Aussicht auf den blauen See unter sich, die grünen üppigen Ufer gegenüber und den klaren Himmel genoß, erging er sich in Phantasien über die vergangenen Tage dieser Mauern. Dieses Valbianello war Papas Lieblingsaufenthalt, und so oft wir über unseren Nachmittagsausflug im Zweifel waren, entschied er: „Ach, gehen wir doch dahin, wo der Herr Kardinal Kaffee trank!“ Das Behalten fremder Namen war ihm immer unbequem, und darum half er sich stets auf diese Weise. So war es auch sehr unterhaltlich, zu beobachten, mit welcher Geschicklichkeit Papa sich mit den Italienern verständlich zu machen wußte. Fröhlich war sein erster Gang an den See zu dem alten Schiffer Battista, dessen lederartiges, von Runzeln durchfurchtes Gesicht sich bei Papas Anblick in Tausende von freundlichen wagrechten Fältchen legte. Mit diesem liebte Papa es sehr, zu „plaudern“; da beide aber sich gegenseitig mit der Sprache nicht verständlich machen konnten, probierten sie es mit Gebärden und kamen vortrefflich damit zurecht. Da wurden im Notfall Arme und Beine zu Hilfe genommen, es wurde geschrien und geflucht, hie deutsch, hie italienisch. Es wurde gestikuliert und die halbsbrecherischsten Bewegungen gemacht. Das Endergebnis war meistens eine Zigarre, die dem Freund Battista zum Abschied gereicht wurde, und mittags erzählte der Vater dann ganz stolz: „Battista sagt, daß heute um 5 Uhr ein Gewitter kommen werde; Battista meint, er könne heute nacht mit der Harpune viele Fische fangen, denn usw. usw.“ —

Auf dem schönen, stillen See spazieren zu fahren, war für Papa ein großer Genuß, und auch ich verbrachte oft halbe Tage ganz

allein weit draußen auf dem Wasser, wo ich durch das Leinendach der kleinen Gondel vor den Sonnenstrahlen geschützt war. Mit der Handarbeit und einem schönen Buch konnte man sich da herrlich unterhalten, immer im Anblick der üppigen Natur. Erst wenn die Mittagssonne es zu gut meinte und sich der Hunger einstellte, kehrte ich heim, und auch die Geschwister und Papa sammelten sich, von ihren verschiedenen Ausflügen zurückgekehrt, um die reichlich gedeckte Tafel. — So vergingen die Wochen wie im Fluge, und als wir im nächsten Jahre wieder dieses gesegnete Land besuchten, diesmal auch mit der Braut meines Bruders, da begrüßten wir jeden Baum und Strauch, jeden Menschen wie uralte Bekannte und Freunde. Doch war der Einstand im zweiten Jahre kein ganz



Meinem lieben Marichen  
 dein braver Bruder mit Lademallie

M. G. Aulbach

leichter. Nach der ersten Nacht unseres Aufenthaltes kam nämlich Papa in aller Frühe ganz verstört zu uns herein und erzählte, er habe die ganze Nacht kein Auge zugetan, weil eine Ratte (kaum vermochte er das Wort auszusprechen) in seinem Zimmer ihr Unwesen getrieben hatte! Da aber der Vater ein ganz entsetzliches Grauen vor diesen Tieren hatte, ist es begreiflich, daß er sich weigerte, dies Zimmer zu bewohnen, und darauf bestand, ein anderes, ebenso schönes, „aber ohne solch scheußliches Ungeziefer“ zu bekommen. Als endlich alles nach Wunsch geordnet war, wollten wir uns auf die Terrasse begeben, um dort das erste Frühstück einzunehmen, ein Moment, auf den wir uns das ganze Jahr gefreut hatten. Aber o Jammer! Eine dicke Teerwolke schlug uns entgegen und hüllte See, Land, Himmel und Menschen in undurchdringlichen, häßlichen Rauch. Es war ganz unmöglich, trotz des herrlichen Sonnenscheines, im Freien zu existieren. Als die Arbeiter uns auseinandersetzen, das Asphaltieren der Terrasse werde wohl noch vierzehn Tage dauern, sei aber jetzt wegen des geringen Fremdenverkehrs am besten zu machen, da waren wir sehr heruntergestimmt, Papa aber wütend. Er ließ sogleich alle seine Raketen springen, seine Augen sprühten Feuer, und er erklärte, sofort abreisen zu wollen, befahl uns, die Koffer zu packen und machte den verblüfften, erschrocken Wirten die bittersten Vorwürfe. Diese aber hatten den „Signor Kalbac“ bisher nur liebenswürdig und in der rosigsten Laune gesehen und waren nun aufs höchste überrascht über diese ganz südliche Leidenschaft. Sie ließen die Arbeit sofort unterbrechen, die Arbeiter wurden entlassen, und eine Stunde später war sowohl die Teerwolke über Cadenabbia als auch die Wetterwolke auf Pappas Stirne verflogen, und alles erglänzte in eitel Sonnenschein. —

Die kommenden Wochen waren dann, trotz des schlimmen Anfangs, ein ungetrübter Genuß, besonders als mein Schwager Bölk auch noch zu uns kam. Das Wetter war immer prachtvoll, ebenso Pappas Laune; da durften wir natürlich auch nicht zurückstehen, und

so brachten wir es ohne heftiges Bemühen zuwege, immer sehr fidel zu sein. Dies alles zusammen macht, daß diese beiden Aufenthalte am Comersee zu meinen schönsten Erinnerungen gehören.

Unseren Heimweg nahmen wir über den Splügen; doch leider ist meine Erinnerung an diese Reise sehr lückenhaft und sind nur einzelne Episoden wie mit Magnesiumlicht grell beleuchtet, ohne gegenseitigen Zusammenhang. So sehe ich uns Mädchen zitternd und zagend und von der schönen Gotteswelt um uns wenig Notiz nehmend, mit einem flotten, feurigen Kutscher und ebensolchen Pferden die endlosen Serpentinaen des Splügen hinuntersausen und mit knapper Not um die schmalen Ecken herumkommen. Auf unser ängstliches Fragen zeigt uns der Kutscher triumphierend das vielfach zerbrochene Geländer, umgestürzte Balken, verbogene Stangen, und erzählt, daß erst in der letzten Woche ein ungeschickter Kutscher mit Pferden, Wagen und Insassen da hinuntergeflogen sei, ihm passiere aber so etwas nicht, wir könnten ganz ruhig sein, denn er sei sehr besonnen und vorsichtig. Dabei hieb er aber auf die Pferde ein, daß sie hoch aufbäumten, und wir flogen weiter. Und doch müssen wir glücklich und mit ganzen Gliedern unten angekommen sein, denn ich sehe uns bei einem herrlichen, vorausbestellten Abendessen sitzen, in hell erleuchteten gemütlichen Zimmern. Dann wieder stehen wir alle in einer unheimlich düsteren Schlucht auf einer gewaltigen Brücke und schauen in die tosende Flut unter uns. Ein anderes Bild zeigt mir den Vater und meine Wenigkeit in einer Stadt wandelnd, und ich höre ihn einen leisen Fluch ausstoßen, daß man ihn hier schon wieder kenne, woraus ich wohl schließen kann, daß wir uns der Heimat nähern, und dann, bei leichtem, gemütlichem Schneegestöber biegen wir in unsere Gartenstraße ein, wo Mamas fürsorgliche Hand einstweilen Wunder geschaffen hatte und wo wir das Frühjahr in zweiter, wenn auch nicht verbesserter Auflage verleben durften.

Im Jahre 1870 war Papa einer der eifrigsten Politiker. Die Karte mit den kleinen Fähnchen lag immer auf seinem Tisch, wo er oft lange studierte und sich während des Vorlesens der neuesten



Ereignisse eifrigst mit dem Schlachtenplan befaßte. Als die ersten Siegesnachrichten kamen, war er von jugendlicher Begeisterung und Teilnahme durchglüht. Er ging nur ins Atelier, um mit den Freunden oder auch fremden Menschen auf der Straße zu sprechen. Bei „Tambosi“ (beliebtes Kaffeehaus im Hofgarten), wo er sonst kaum zu sehen war, verbrachte er während der Siegestage viele Stunden und kam immer in der gehobenen Stimmung nach Hause, wo von nichts anderem als von den herrlichen Siegen und der schönen Zukunft Deutschlands die Rede war. Beim Truppeneinzug geleitete mich Papa selbst an die Tribüne zu den übrigen Festungsfrauen und gab mir alle möglichen guten Ratschläge, wie und wo ich am besten sehen und stehen und wie ich mich vor den glühenden Strahlen der Sonne am besten schützen könne. Da ich zu der Gruppe junger Mädchen gehörte, die dem Kronprinzen ein paar Schritte entgegengehen durften, sah und hörte ich diese Szene vortrefflich. Doch vom Totaleindruck des ganzen Einzuges konnte ich mir leider kein richtiges Bild machen, weil wir zu nahe an der Straße unten standen und nur immer die Soldaten, die bei uns dicht vorbeimarschierten, begrüßen und mit Blumen überschütten konnten. Das brausende Jubelgeschrei, das Toben, Säusen in der Luft liegt mir aber noch immer in den Ohren, und wenn ich die Augen schließe, kann ich mich ganz in die damalige Stimmung zurückversetzen. Da war es mir natürlich eine Ehre, dem Vaterland an diesem Tage auch ein Opfer zu bringen, und zwar meine Haut. Im Begeisterungstaumel merkte ich natürlich nicht, wie sehr die Sonne brannte, aber

als ich nach Hause kam, mußte ich mich mit Sonnenstich an Kopf, Hals, Schultern und den heftigsten Schmerzen zu Bett legen.

Es war am Morgen des Einzugstages, als Papa aus dem Hause trat, um zu sehen, ob er keinen Soldaten begegne, denen er immer gerne die Hand drückte und sie beglückwünschte. Da kam wirklich von der Gartenstraße herauf ein kleiner, alter preussischer Offizier. Es war der Generalleutnant von Stern. Papa ging ihm sogleich entgegen, stellte sich vor und lud den Erstaunten ein, doch etwas einzutreten. Sofort wurde Champagner aus dem Keller gebracht, und Papa wußte mit seiner Begeisterung und Vaterlands-  
liebe den etwas steifen alten Herrn so anzustecken, daß der ein Gläschen nach dem anderen trank und dazu sehr interessant erzählte. Als er sich verabschiedete, hatte er viel von seiner preussischen Steifheit, aber auch vom „richtigen Kurs“ verloren!

Einen Umschwung der politischen Ansichten hat im Jahre 1867 und 1870 wohl nicht nur mein Vater, sondern auch die ganze Welt erlebt. War doch Bismarck im Jahre 1866 der bestgehaßte und Anno 1870 der allverehrteste, vergöttertste Mann. — Als ein Pate des Vaters 1866 ins Feld ging, schenkte dieser ihm einen Feldstecher mit den Worten: „Wenn du damit Bismarck siehst, dann schieß ihm eins auf die Glaxe!“ Aber im Jahre 1870 war mein Vater einer der begeistertsten Bismarckverehrer, und es wurde an den Sonntagmittagen oft die Reise nach Berlin ausgeheckt, nur weil der Vater Bismarck die Hand drücken und dem Kaiser Wilhelm, den er von früheren Tagen kannte, seine Ehrerbietung zeigen wollte.

Um zu beweisen, wie nicht nur alle Welt, sondern auch der einzelne sein Urteil den Ereignissen nachbildete und mit Freuden umlernte, möchte ich erzählen, wie meine Mutter Bismarck kennen lernte: Es war, als Bismarck in München bei Lenbach wohnte, und der Künstler eine Schar von Freunden und Bekannten in sein Haus lud, um den Großen zu sehen und zu hören. Meine Mutter war auch unter den Geladenen, hielt sich aber fern vom Mittel-

punkt und wollte nur von weitem sehen und ahnen. Ganz glücklich und gehoben kam sie dann nach Hause und verlangte nichts weiter, als das Bewußtsein seiner Nähe gehabt zu haben. Aber am nächsten Tag, als der Fürst abreiste, kam plötzlich F. A. Kaulbach zur Mutter: der Wagen warte unten, sie solle mit ihm auf den Bahnhof fahren, um den Fürsten näher zu sehen! Das war eine Aufregung! Wie ein junges Mädchen schmückte sie sich und auch wie eine Fürstin ging sie dann am Arm des Neffen an den Wagen, begleitet von unseren Wünschen und Erwartungen. Eines von uns rief ihr noch nach: „Gelt, Mutter, reise nicht gleich mit Bismarck ab, du hast ja kein Gepäck bei dir!“ Auf dem Bahnhof war schon alles versammelt, und F. A. Kaulbach führte die Mutter dem Fürsten





entgegen und stellte sie vor. Es muß ein hübsches Bild gewesen sein, die stattliche Frau zu dem Riesen hinaufsehend, der sich liebenswürdig zu ihr neigte. „Durchlaucht,“ sagte Mama, „ich möchte Ihnen nur die Hand küssen, sonst will ich nichts“ und wollte die Hand ergreifen. Da lachte der Fürst: „Oho, Frau von Kaulbach, das machen wir noch ganz anders, denn ich möchte —“ und gab ihr einen tüchtigen Kuß auf den Mund!

Im Sommer 1871 machten wir, die Eltern und ich, eine schöne Reise nach Wyß auf der Insel Föhr, wohin wir hauptsächlich wegen Mamas angegriffenen Nerven geschickt wurden. In langsamen Etappen reisten wir über Nürnberg nach Eisenach. Dort besuchten wir die Wartburg und die schönen Täler; es waren Stunden, die zu meinen poesievollsten Erinnerungen gehören. Denn der Vater verstand es ungemein, das Poetische, Sagenhafte aus einer Gegend herauszuholen oder, wenn es ihm bequem war, auch hineinzulegen und dadurch sich und seine Umgebung in eine andere Welt zu versetzen. Besonders sind mir deshalb die Stunden unvergesslich, die wir im Annatale bei der Wartburg verbrachten. Es war ein herrlicher Morgen, wir waren von dem ungewohnten Eselsritt auf die Burg müde geworden, und so legte sich Papa mit dem Gebet: „Deifel noch mal, ist das schön!“ der Länge nach auf die Wiese. Wir folgten seinem Beispiel, und nun mußten wir den Atem anhalten, denn Papa wollte diese „himmlische Ruhe“ hören! Auf einmal klang ganz leise aus der Ferne harmonisches Glockengeläute, welches immer näher kam, und endlich trat aus dem Wald ein alter Schäfer mit seiner Herde, deren Glöcklein alle nach einem bestimmten Akkord gestimmt waren. Dazu der herrliche Blick auf die Wartburg, die schöne Natur um uns — es war ein unbegreiflich wonnevoller Augenblick, der noch gesteigert wurde durch den poetisch angehauchten Schäfer, mit dem der Vater sogleich ins Gespräch kam und der uns alle möglichen „wahren“ Geschichten von dieser Gegend erzählte. Zum Beispiel soll Attila mit Krimhilde in diesem Tal unter reichen Zelten Hochzeit gefeiert haben. Auch von

der heiligen Elisabeth sprach er so vertraut, als wenn er sie gestern erst gesehen hätte. Dann zeigte er uns eine Höhle, in welcher der heilige Elias gelebt habe, sich im Sommer nur von Wurzeln nährend, während im Winter die heilige Elisabeth und die Ritter der Wartburg für sein leibliches Wohl gesorgt hätten. Papa liebte solche phantastische Erzählungen sehr, konnte prächtig zuhören und sich so lebhaft hineindenken, daß er es, im Augenblick wenigstens, selbst glaubte und durch leises Kopfnicken, wohlgefälliges Brummen oder aufmunterndes „höchst wunderbar, sehr merkwürdig“ seine Aufmerksamkeit bezeugte. Darum waren ihm auch die Gegenden, von welchen etwas Geschichtliches zu erzählen war oder von denen eine, wenn auch noch so unwahrscheinliche Sage ging, die allerinteressantesten.

In Hamburg machten wir Aufenthalt, denn Papa wollte vor allem eine befreundete Familie besuchen, in deren luxuriösem, gastfreundlichem Hause er und Kreling in früheren Jahren viele schöne Tage zugebracht hatten. Nun pilgerten wir also bei einer rasenden Hitze an den Häusern entlang, dem schönen Altona zu. Papa, weit voraus, pustend und rasonierend, ich in der Mitte und endlich weit hinterdrein die Mutter, den Rock hochgeschürzt wegen des lästigen Staubes und den Häuserschatten flüchtig aufsuchend. Beide Eltern waren in keiner allzu rosigten Stimmung, weshalb ich es vorzog, mich keinem in Hörweite zu nähern, und so wanderten wir fürbaß. In der Villa endlich, staubig und erhitzt angekommen, wurden wir von der Schar der Bedienten (welche in ihren grünen kurzen Atlasbeinkleidern und mit ihren undurchdringlichen Mienen einen ewig unvergeßlichen, erhabenen Eindruck auf mich machten mit Naserümpfen und Kopfschütteln empfangen. Papa machte dieses Inkognito, dieses heimliche Überfallen großen Spaß, während für mich der Spruch: „Kleider machen Leute“ viel Wahres und unendlichen Wert hatte. Frau K. empfing uns mit Jubel und war von hinreißender Liebenswürdigkeit. Ich schüchterne Person aber verbrachte in diesem Feenpalaste, angetan mit einem unendlich ein-

fachen aufgefärbten schwarzen Reisekleidchen, die ungemütlichsten Stunden meines Lebens, denn ich war durchdrungen von meiner Unwürdigkeit, von meinem Unvermögen, in solch fürstlichen Räumen zu existieren, zu atmen, und hatte vor diesen märchenhaften Lokalen, die meiner Winke harreten, unbändigen Respekt. Die Eltern fühlten sich zu meinem Erstaunen sehr behaglich in der Pracht, während ich erst erleichtert aufatmete, als wir, Mama und ich, in den Zoologischen Garten gingen und ich mich dort an der Natur wieder aufrichten konnte. Nach ein paar Tagereisen kamen wir nach Husum. Dies kleine, wohlhabende Seestädtchen mit seinem eigentümlich internationalen und doch so ganz nordischen Charakter machte großen Eindruck auf uns. Besonders weiß ich mich einer Straße zu erinnern, oder ist es eben nur die Straße, deren einstöckige Häuschen wie Kinderspielzeug regelrecht und liebevoll nebeneinander gestellt waren. Vor jedem kleinen, rotgestrichenen Häuschen befand sich ein kleiner, sauber gehaltener Garten mit denselben Blumen und blizenden Glasfugeln und eingefast mit demselben grüngestrichenen Zaun. Sah man durch die spiegelblanken Fensterchen in das Innere, so erblickte man manch wunderbare Tiere und Pflanzen aus fremden Ländern, welche die Besitzer von ihren großen Reisen mitgebracht hatten. An den dunkel gebeizten Holzwänden, deren unterer Teil meist mit farbigen Porzellankacheln geschmückt war, hingen die seltsamsten ausgestopften Vögel, unheimliche Meerungeheuer, getrocknete Gräser, seltene Gewächse und glänzende Muscheln. Auf den Gesimsen standen Schüsseln und Krüge, Instrumente, Schiffsmodele, Waffen, alles Erzeugnisse ferner Weltteile, der Stolz der Familie. Wir traten in ein paar dieser kleinen Museen, um die Bewohner kennen zu lernen und waren ergriffen von dem eigentümlich herben, großartigen Charakter dieser wetterharten Menschen. Meistens waren nur Frauen, Kinder, Alte oder Kranke anwesend, denn die Männer sind oft monate- und jahrelang auf ihren großen Reisen, die sie entweder als Kapitäne oder in deren Diensten stehend, unternehmen. Selten bekommen die Zu-

rückbleibenden Kunde von ihren Männern oder Söhnen und warten gottergeben, bis diese zurückkommen oder bis sie Nachricht von ihrem Tode erhalten. Oft warten und hoffen aber die Armen ihr Leben lang vergebens. Nach mehrstündiger ruhiger Fahrt, die mich deshalb sehr enttäuschte, weil ich mir eine Meerfahrt nur mit Sturm, Leck, Haifischen, Seekrankheit denken konnte, kamen wir, umspielt von freundlichen Seehundsfamilien, endlich auf unserer Insel Föhr an. Wir bezogen eine sehr nette Pension, Villa Maria, weitab von dem Trubel der Badegesellschaft, und hatten es uns bald behaglich gemacht. Da Mama leidend und sehr ruhebedürftig war und nicht weit gehen konnte, so schlossen Papa und ich uns sehr aneinander an und verbrachten halbe Tage am Strand sitzend, lesend, schreibend, zeichnend oder am liebsten stumm dreinschauend, in welcher Kunst wir beide virtuos waren. Oder wir gingen auf den Dünen spazieren, beobachteten den Flug der Möven und Seeschwalben oder suchten und fanden Unterhaltung bei den interessantesten Einwohnern der Insel. Papa konnte sich nicht genug darüber wundern und sprach es immer wieder aus, daß diese Menschen, durch den ewigen Kampf mit den Elementen, durch die ewige Gefahr, in der besonders die armen Halligenbewohner leben und aufwachsen, auch in ihrem Charakter einen rauhen, schroffen Zug bekommen haben, der ganz merkwürdig mit der harten, melancholischen Natur ringsum harmoniert. Trotz des Hanges der Eltern zur Einsamkeit war es aber doch zu meiner großen Freude nicht zu umgehen, mit den Badegästen bekannt zu werden und so war ich bald in einem großen Kreis von lebenswürdigen Menschen aufgenommen, die mich auf all' den schönen Partien, zu Wasser und zu Lande, mitnahmen. Eine Segelfahrt nach der Insel Amrum, die ich in großer Gesellschaft mitmachen durfte, war wohl eine der schönsten Partien. Bei sehr stürmischem Wetter fuhren wir, ungefähr 20 Personen, unter der Führung zweier alter, handfester Matrosen, über das Meer und hatten sehr mit den Wellen zu kämpfen, so daß es sich wohl der Mühe lohnte, seekrank zu werden, von welcher verlocken-

der Gelegenheit einer unserer jungen Herren ausgiebig Gebrauch machte. Nur war die Situation für solches Tun etwas mißlich, da es auf dem kleinen Segelboot keine Kajüte gab, wo der Unglückliche still hätte dulden können; er mußte alles „coram puplico“ abmachen, und so konnten wir jungen Mädchen die verschiedenen Stadien der Krankheit aufs genaueste studieren und kennen lernen. Frau Schnorr von Carolsfeld, die Sängerin, war auch bei der Gesellschaft und gab uns den guten Rat, es wie sie zu machen und, um uns vor der fatalen Krankheit zu schützen sich zu zerstreuen, die Wellen anzusingen, so laut und eindringlich wir könnten. Da schrieten wir also mit Todesverachtung, was uns nur einfiel, den aufgeregten Wogen entgegen, und Gott sei Dank, nicht allein, daß wir gesund und lustig blieben, dieser tolle Gesang wirkte hypnotisch auf das Wasser, denn allmählich beruhigte es sich, und wir kamen ohne weitere Abenteuer in Amrum an. Dort verbrachten wir einen genußvollen Tag auf den Dünen und am Strand. Die Herren kochten auf freiem Felde Erbswurst mit Kartoffeln und Kaffee, wir deckten die Tafel, und so verging uns der Tag nur zu rasch. Abends ruderten wir bei wundervollem Mondschein, doch absoluter Windstille der Heimat zu, wo Papa, mich erwartend, schon am Ufer stand.

Auf dem Meere im kleinen Boot allein zu fahren, gehörte wieder zu meinen speziellen Liebhabereien. Doch einmal wäre es mir, die ich mich bisher nur auf den unschuldigen Binnenseen bewegt hatte, beinahe übel bekommen. Wir, meine Freundin und ich, fuhren gegen Abend hinaus und dachten nicht entfernt daran, daß es Flut und Ebbe auf der Welt gebe. Deshalb waren wir sehr überrascht, daß, als wir endlich heimkehren wollten, weil es begann dämmrig zu werden, die Ruder meinen Armen durchaus nicht gehorchen wollten. So wurden wir langsam, aber sicher, von der Ebbe an ganz Wyk und an der Badegesellschaft vorbeigetrieben, fanden das Ding sehr lustig und waren nicht wenig erstaunt, als Papa, der uns vom Ufer aus beobachtete, zu den Schiffen lief, ihnen

unsere Situation erklärte und, bis diese ein Schiff flott machten, unruhig hin und her ging. Unterdes war mein Schiff glücklicherweise auf eine Sandbank festgerannt und blieb da gemächlich liegen, bis der Schiffer auf dem seichten Grund zu uns gewartet war. Ohne ein Wort zu sagen und ohne weitere Vorbereitungen lud er zuerst mich frisch und frei auf seine Schulter, trug mich ans Land, wo er mich wie einen Koffer neben Papa hinstellte, holte dann ebenso die Freundin und zog zuletzt das Schiff ans Land. Papa hatte, als alles gut abgelaufen war, großen Spaß an meinem Abenteuer, und ich mußte am andern Tag die ganze Geschichte, hübsch aufgeputzt und romantisch erzählt, nach Hause den Geschwistern beschreiben, was aber zur Folge hatte, daß mir gar nichts davon geglaubt wurde. — Manchmal machten wir auch kleine Ausflüge landeinwärts. Gelegentlich eines solchen wurden einmal Hünengräber ausgegraben, und ein andermal waren wir Zeugen des interessanten und geheimnisvollen Krickentenfanges. Die Ausbeute des letzteren war ergiebiger als die des ersteren. Die Stimmung in der Natur war aber bei beiden Ausflügen ganz märchenhaft und eigentümlich.

Nach sechs sehr genußreichen und lustigen Wochen, die mit schönen Partien, mit Musik, Tanz und sonstigem Allotria reich geschmückt waren, nahmen wir schweren Herzens Abschied von den lieben Menschen allen und der schönen Natur und zogen langsam der Heimat zu.

In Hamburg wollten die Eltern sich diesmal nicht aufhalten, und so saßen wir ganz behaglich in unserem Kupee, das letzte Zeichen war schon gegeben — da fauste im Galopp eine Equipage an den Bahnsteig! Frau K. winkte, der Diener lief, die Schaffner riefen, der Zug mußte warten. Die lebenswürdige Dame stürzte atemlos auf unser Kupee los, und nach einem endlosen heftigen Kampf, nach eifrigem Zureden, Bitten, Flehen ihrerseits, nach gewaltiger Gegenwehr elternseits, nachdem sich sämtliche Reisende und Schaffner um uns gruppiert hatten, um dem interessanten Streite zu

lauschen, und ich in Muße die verschiedenen Gesichtsausdrücke des Publikums: Neugierde, Heiterkeit, Ergebenheit, Verehrung. Lange weile, Ungeduld beobachten konnte, — da endlich gaben die Eltern nach und wir wurden, wie Napoleon auf Wilhelmshöhe, mit Sack und Pack nach dem schönen Altona eskortiert. Dort verbrachten wir wieder einen oder zwei Tage, in denen ich auf Seide schlief, auf Silber aß, auf dicken Teppichen schwebte, nur elektrische Glocken berührte und trotz meiner 19 Jahre einen recht kindischen, babyhaften Eindruck gemacht haben muß. Ja, wer hätte auch gedacht, daß ich imstande sein könnte, mich vier Wochen später zu verloben. Als wir endlich wieder im Zuge saßen, um nach Berlin zu fahren, da entschädigte ich mich für die zu schönen Tage des Gefesseltseins, indem ich meinen, wegen der gräßlichen Hitze etwas übelgelaunten Eltern so lange Unsinn und schlechte Wige vormachte, bis sie beide in den Polstern lagen und Tränen lachten — ein Erfolg, den ich nicht vergessen habe, weil er besonders bei Mama so sehr selten zu erzielen war. In Berlin erwarteten uns meine beiden Schwestern Johanna und Maria, mit denen wir Potsdam, Sanssouci und vor allem das Museum mit den Treppenhäusbildern besuchten. Heute bedaure ich, daß ich damals noch zu jung war, um die Stunde richtig und in ihrer ganzen Bedeutung zu erfassen. Immerhin ist es mir aber in der Erinnerung ein schönes Bild, als der Vater, im Treppenhause des neuen Museums stehend, uns sein Werk erklärte und erläuterte und besonders zu den so sinn- und geistreichen Pilasterstreifen kurze, treffende Worte sprach. Leider war der Aufenthalt in Berlin ein allzu kurzer: nach fünf Tagen hatte Papa schon genug, und so reisten wir ohne Aufenthalt nach Osnabrück, Krelingsche Verwandte besuchend, nach Bonn, wo wir bei lieben Freunden auch ein paar Tage zubrachten. Von dort machten wir schöne Ausflüge in die Umgegend, von denen mir besonders ein lustiger Eselsritt auf Stolzenfels unvergeßlich ist, wobei der Vater unseligerweise einen Esel bestieg, der einen wahren Heißhunger auf die Disteln hatte, die reichlich am Wege den Berg hinauf standen.

So oft wir auch nach unserem Vater umschauten, nie war er da, wo er sein sollte: vor der Aussicht, immer steckte er tief im dicksten Gestrüpp — dem Esel gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Keine Distel war zu hoch, keine zu tief am Bergrand, überall mußte der Vater auf seinem Grautier mit und tat dies mit wahrer Engeldgeduld. Denn wollte der Treiber sein Tier mit Schlägen auf den richtigen Weg bringen, so kam er bei dem Reiter schlimm an: „Aber so lassen Sie doch das arme Vieh in Ruhe! es hat eben Hunger; wer wird denn so roh dreinhauen!“ So gab es zwischen den beiden fortwährend die bittersten Kämpfe, während wir uns vor Lachen nicht zu fassen wußten. Aber von der Aussicht hat der Vater nicht viel gesehen, versicherte uns aber dann, daß er nie gedacht hätte, welch schöne Pflanze und von welch interessanter Bauart die Distel sei.

Die letzten Jahre, welche Papa noch unter uns weilte, waren für ihn wohl die schönsten seines Lebens. Er hatte „das Glück“, welches er in seiner Jugend so schwer entbehrte, so stürmisch suchte, sicher gefunden — soweit es für uns Menschen überhaupt erreichbar! Seine Kinder waren alle gesund und glücklich. Mein Bruder hatte nun auch seine Braut heimgeführt und in der Zeit des Hangens und Banges in Papa seinen vertrautesten Freund gefunden. In seiner Kunst stand Papa wohl auf der Höhe und konnte mit Stolz auf die letzten Jahre, die reich an Erfolgen waren, zurücksehen.





Im Jahre 1871 rief Mama, die niemals ruhen konnte und immer für das Wohl anderer tätig war, mit mehreren Freunden eine Autographensammlung zum Besten der Invaliden ins Leben. Während sie nun ihr ganzes Denken und ihre Zeit diesem schönen Werke opferte, fand ich einstweilen genügend Muße, mich unter den Fittichen der Geschwister gründlich zu verlieben und mich endlich zu der Eltern namenlosem Erstaunen zu verloben mit meines Bruders ältestem Freunde, meinem Jugendgespielen und Duzbruder Karl Dürck, dem Sohne des Malers Friedrich Dürck. Und das kam so: Eines Tages im September sage ich zur Mutter: „Bitte, geh' heute nicht aus; es kommt jemand, der dich zu sprechen wünscht.“ Sie bemerkt meine Aufregung nicht und meint ganz gelassen: „Ach ja, ich weiß schon!“ — mein Gesicht muß keinen sehr intelligenten Ausdruck angenommen haben, denn etwas ungeduldig fährt sie fort: „Nun ja, es wird Karl Stieler sein wegen des Autogramms von Schopenhauer!“ Als dann der von mir Erwartete — vor ihr steht, und ich in meinem Zimmer sämtliche Götter um ihren freund-



lichen Beistand anflehe, tritt gerade im kritischsten Moment ein mir sonst sehr lieber Vetter, der bei uns wohnte, ins Zimmer und unterbricht die schönste Rede meines Bräutigams mit den Worten: „Nun sehen Sie mal, Frau von Kaulbach, was ich da für herrliche Birnen im Garten gefunden habe!“ Daß der Vetter in diesem Augenblick von irgend jemandem der Anwesenden auf den höchsten Zweig dieses prächtigen Birnbaumes gewünscht wurde, wird wohl jeder glauben und verzeihen. Auch Mama fühlte menschliches Mitleiden und bittet den Vetter, ihr die Birnen später noch mal zu zeigen. — Nach ein paar Augenblicken, die mir ein halbes Jahr dünken, geht die Türe auf und Mama ruft laut und vergnügt: „Josefa!“ Da stehe ich merkwürdigerweise schon dicht an dieser Türe! Die Einwilligung der Mutter haben wir also, trotz ihrer großen Überraschung gern und schnell erhalten, nun kommt aber das Schwierigste! Was würde Papa sagen? Denn trotz seiner großen Liebe und Güte und obwohl er meinen Bräutigam schon von Kindesbeinen an kannte, denn die Familien sind seit vielen Jahren durch herzliche Freundschaft verbunden — so war er doch zu unberechenbar, und man schwebte immer in Gefahr, in Widerspruch mit seinen momentanen Stimmungen, seinen vibrierenden Nerven zu geraten. Und gerade heute kommt er so entsetzlich spät! Es ist schon vier Uhr und je später, um so hungriger, nervöser und gereizter ist er dann. Endlich tönt die Hausglocke, auch sie klingt nervös, aufgeregter an unser Ohr! — er ist's! aber o Entsetzen! mit ihm tritt eine ältere Dame ins Haus, die nur „ein paar Worte“ mit dem Vater sprechen will. Es ist die berühmte Lucile Gran Young, eine ehemals weltbekannte Tänzerin. — Auf Pappas Gesicht spielen alle erdenklichen bösen Gewitter und seine Augen blitzen. Unsere Sache steht ganz schlecht. — Aber gottlob, die Dame geht wirklich bald fort, ob aus eigenem Antriebe oder vor dem „Gewitter“ flüchtend, das kam nie ans Tageslicht. — Da höre ich Mama: „Ich habe dir eine große Neuigkeit zu sagen!“ „Na, heraus damit, du weißt, ich liebe Überraschungen nicht!“ — Dann wird's still und wir

beiden unglücklichen Geschöpfe sind ratlos. Da ruft Mama: „Ihr Kinder!“ Wir treten ein, und schon liegen wir in Papa's Armen. Ein Blick in sein Gesicht genügte, um uns große Beruhigung ins Herz zu träufeln. „Na, ihr Gesindel“, fängt er an, wird aber von Rührung übermannt und geht, um sie zu verbergen, rasch ins Nebenzimmer, und wir haben gewonnen! Als er wieder erscheint, ist er reizend lebenswürdig und herzlich, will aber doch den gestrengen besorgten Hausvater markieren und fängt an, von der praktischen Seite des Lebens zu sprechen. Dazwischen fragt er dann wohl: „Josefine, kann denn das Volk davon leben?“ — Die Antwort muß befriedigend ausgefallen sein, denn während Papa sich vergnügt zum Essen setzt, stürmen wir selig zu den Geschwistern, ihnen unser Glück zu verkündigen.

Im Juni des nächsten Jahres war unsere Hochzeit. Im Garten unter den schönen großen Bäumen fand das Mahl statt. Der ganze Platz und das Haus war festlich mit Blumen und Girlanden geschmückt, die Menschen heiter und angeregt und Papa wohl einer der Vergnügtesten.

Merkwürdig war des Vaters Abneigung gegen kleine Wohnungen. Deshalb kam er im ersten Jahre unserer Ehe nur selten zu uns und sagte öfters: „Nehmt euch doch eine größere Wohnung! Könnt ihr denn in diesen engen Räumen atmen? Was euch an Geld dazu fehlt, will ich euch ja gerne dazu geben, seid doch nicht so töricht und stolz!“ — Wir waren aber sehr zufrieden so und wünschten uns nichts anderes. Im Sommer, als unsere Älteste geboren war, nahmen wir, wie auch im Jahre vorher, Landaufenthalt bei den Eltern an der Königinstraße, im kleinen Fremdenhäuschen. Frühmorgens hörte ich dann Papa schon im Garten: „Schläft denn das faule Volk noch immer?“ frug er etwas respektswidrig unsere 16jährige hübsche Köchin. Erschienen wir dann endlich, so machte es ihm Spaß, uns beim Frühstück Gesellschaft zu leisten, mir gute Ratschläge gebend, wie ich die Kleine den Tag über behandeln solle usw. Dann fuhr er das zarte Kind selbst im Wägelchen um-

her, stellte letzteres in die Sonne, machte die Vorhänge zu oder auf, wehrte die Fliegen ab und gebärdete sich so vorsichtig wie eine alte, erfahrene Kinderfrau. Bei seinen Mahlzeiten mußte ich, nun ich so nahe war, meistens assistieren, und er hatte die größte Freude, wenn ich Elisabeth mitbrachte und sie ein Biskuit aus seiner Hand nahm. „Ist auch alles in Ordnung bei ihr?“ frug er oft mit entsprechender Handbewegung. War aber das Kind krank, was leider oft der Fall war, so ließ Papa sich nicht sehen, denn er hatte eine große Abneigung gegen Krankenzimmer.

Am Abend saßen wir meist im Garten vor unserer Villeggiatur. Da sahen wir dann von weitem erst eine rotglühende Zigarre durch die Gebüsche leuchten und immer näher kommen. Mit auf dem Rücken gefalteten Händen kam Papa dann gemütlich durch den Garten zu uns und schaute, ob wir „etwas Vernünftiges zu essen“ hätten. Bestand unser Souper aber aus Rettich und Käse, unserer Lieblingspeise, so war er sehr unzufrieden mit seiner Umschau, ging fort und kam nach kurzer Zeit wieder mit einem Teller in der Hand, auf dem allerlei Leckerbissen aufgetürmt waren. So verstrichen die Sommermonate nur zu rasch, und es wurden von den Eltern schon Pläne gemacht, was im nächsten Jahre für die Kleine alles angeschafft werden sollte, damit sie im Garten ungestört spielen könne. Die Sonntagmitage, die uns alle im Elternhause vereinten, waren auf ihrer Höhe. Liebenswürdige, geistreiche Menschen wechselten ab, die Tafelrunde zu verschönern.



Am ersten März 1874 wurde das 25 jährige Direktorjubiläum Pappas gefeiert. Am Vorabend brachten wir Kinder dem geliebten Vater unsere Wünsche dar, nicht ahnend, wie bald der grausame Tod ihn uns entreißen sollte. Am Morgen des Ersten kamen die verschiedenen Deputationen der Stadt, der Akademie, Universität, mit schönen Adressen und herzlichen Worten; alle Freunde und Bekannten kamen und trugen zur festlichen Stimmung des Tages bei. Am Abend fand ein großer Fackelzug statt, und es war ein unvergeßliches Bild, als Papa grüßend und dankend am Fenster stand, während unten die begeisterten Rufe erschallten. Da er der Rede nicht mächtig war, so gehorchte er der Stimmung des Augenblicks und ging mit dem großen Familienpokal hinunter auf die Straße, gefolgt von seinen Söhnen, die einen Korb mit Champagner trugen, und trank den jungen Leuten zu. Es war ein großer Jubel, ein nicht endenwollendes Hochrufen, als Papa auf diese originelle Art seinen Dank ausdrückte. Noch lange saßen wir mit den nächsten Freunden musizierend und in anregenden Gesprächen beisammen.

Am nächsten Abend war dem Vater zu Ehren ein großes Bankett in den „Vier Jahreszeiten“, an dem wohl mehrere hundert Menschen teilnahmen. Wir Frauen saßen oben auf der Galerie und spiegelten uns in des Vaters Glanz. Auch hier zog Papa es vor, statt einer schlechten Rede lieber jedem einzelnen ein paar freundlich herzliche Worte zu sagen, und so machte er denn förmlich Cercle und tat dies mit der ihm eigenen liebenswürdigen, vornehmen Grandezza. Es machte den Eindruck, als sei er das so gewöhnt von Jugend auf! — Am Morgen dieses schönen Tages hatte Papa den großen Ordensstern überreicht bekommen. Unsere Freude darüber war groß, und wir lasen mit Interesse das Schreiben, das der Gabe beilag. Etwas gedämpft wurden unsere Gefühle, als wir erfuhren, daß der Stern aus Silberflitter gemacht sei in der Art der Cotillon-Orden, und daß der Vater sich den wirklichen silbernen Orden selbst kaufen „dürfe“ resp. müsse. Da diese

Auszeichnung abends bei der Feier schon die Brust des Vaters schmücken sollte, hieß es eiligst sich danach umzutun und die Sache zu ordnen. — Da kannten wir aber unseren Vater schlecht. Die verschiedensten Blige umzuckten seine klaren Augen, während er ganz ruhig erklärte: „Was? ich soll mir den Orden selbst kaufen? Fällt mir nicht ein! Laßt die Geschichte gehen — denn ich stecke heute abend gerade diesen herrlichen Silberstern an, und kein Mensch wird ahnen, daß der Kaulbach solch falsches Zeug an sich trägt — nein, ich finde den Stern ja ganz herrlich, seht nur wie das glänzt — er paßt ja großartig zu mir —.“ Und so geschah's. Der Vater sah ganz prächtig aus, und der Stern flimmerte und glitzerte — ebenso wie seine lustigen Augen, die manchmal zu uns heraufgrühten. —

„Zur Belohnung lade ich euch nun alle zusammen nach Bozen ein; da wollen wir mal recht fidel sein!“ — So sprach Papa ein paar Wochen später am Palmsonntag zu uns, als wir in fröhlicher Tafelrunde beim Champagner saßen. An eben diesem Mittag hatte unser unvergeßlicher Freund und Hausarzt Professor von Böth uns sehr vernünftige Ratschläge gegeben und kluge Gedanken ausgedrückt über die Cholera, die damals am Erlöschen war. Niemand von uns hatte Furcht, am allerwenigsten Papa, und so machten wir den Reiseplan fertig und genossen schon alle Herrlichkeiten im voraus. Es sollte unser letztes Zusammensein mit ihm sein. Ein paar Tage vor der Reise bekam er einen leichten Schiasanfall; da aber der Doktor sagte, es habe nicht viel zu bedeuten und Papa könne in ein paar Tagen reisen, so drang er darauf, daß die anderen alle vorausreisen und Quartiere machen sollten, er wolle bald nachkommen. Ich selbst mußte ohnedem zurückbleiben, da unsere kleine Elisabeth in den nächsten Wochen die älteste werden sollte. — Der dringende Wunsch des Vaters war es, daß wir sofort nach dem Ereignis in die Königinstraße, in das Fremdenhäuschen, ziehen sollten, und er freute sich schon auf die kleine Bande. So reisten denn meine Schwester, Marie B. mit ihrem Mann, Bruder Hermann mit Frau, mein Mann und dessen

Schwester, die Papa sehr gerne hatte und die er durchaus auch dabei haben wollte, ganz vergnügt und lustig ab. Mama wollte wieder das Haus hüten, und so waren wir zu dreien.

Am Ostermontag, den 6. April 1874, ging ich wie alle Tage zu den Eltern. Am Tag vorher hatte ich auch dort gegessen und fand Papa etwas schlechter Laune wegen seines Fußes, der ihn schmerzte. Heute aber kam mir Mama schon am Tor entgegen und sagte, der Vater sei sehr unwohl. Ich suchte sie zu beruhigen und ging zu Papa ins Schlafzimmer, wo er angezogen auf dem Bette lag, sehr angegriffen aussah, aber ziemlich heiter war. Er freute sich über einen Brief meines Mannes, den ich ihm mitgebracht hatte und vorlesen mußte. Dann sagte er: „Lies doch ja auch das Telegramm von den Bozener Kindern, das heute gekommen ist! Das ist ein übermütiges, lustiges Volk.“ Ich erzählte ihm von Elisabeth, machte ihm schlechte Witze vor, und schließlich lachte er ganz vergnügt. Im Laufe des Abends steigerte sich aber die Krankheit so sehr, daß ich mich entschloß, die Nacht dazubleiben, denn auch Mama schien ängstlicher, als sie gestehen wollte.

Gegen Morgen erklärte der Arzt, er habe nur wenig Hoffnung, und wir sollten gleich nach Bozen und Nürnberg telegraphieren. Von 10 Uhr morgens an war der Kranke viel bewußtlos. Dr. Reuter aus Nürnberg, ein alter Bekannter, kam, nichts ahnend, zum Besuch und war entsetzt, Papa sterbend zu finden. Überhaupt kamen, trotz der Ansteckungsgefahr, viele Menschen, die sich alle in teilnehmendster Weise erkundigten, und mancher gab uns gute Ratschläge, was wir alles mit dem armen Kranken probieren sollten. Für die Mutter waren diese Besuche eine Erleichterung; ich blieb immer im Nebenzimmer, immer horchend, immer auf dem Sprung, Mama zu rufen, wenn Papa stöhnte oder leise „Josefine“ rief. Später setzte ich mich auf die Treppe vor dem Gartenzimmer, dessen Tür ich anlehnte. Ich durfte nicht in Papas Zimmer gehen, denn er konnte es niemals leiden, wenn man ihn krank oder im Bett liegen sah, deshalb blieb auch Mama nicht an

seinem Bett, sondern immer im Nebenzimmer. Er lag immer noch in der Soppe auf dem Bett, und so starb er auch. —

Um 6 Uhr wurde Pappas Atem kürzer, es wurde still um ihn und in ihm, und um  $\frac{1}{4}$  nach 8 Uhr abends hörte er auf zu atmen. — Daß Papa, der sonst Weinen und Klagen nicht sehen und hören konnte, der ein so weiches Herz hatte, bei unserem großen Jammer sich nicht rührte und stumm und kalt dalag, als wenn er nur schlief, das konnte ich nicht begreifen und ich meinte, er müsse uns noch hören! — Um 10 Uhr abends kamen Kreling's ganz verzweifelt! — Am andern Morgen um 6 Uhr kamen mein Mann und die Geschwister alle von Bozen. Sie hatten in Innsbruck von Dr. G. Stieler ein Telegramm mit der Todesnachricht vorgefunden und eine entsetzliche Reise hinter sich.

Papa wurde im Gartenzimmer in einem Blumenmeer aufgebahrt, doch durfte ich ihn nicht mehr sehen. Wie glücklich war ich aber, daß ich hier geblieben war und bis zuletzt noch bei ihm haben sein können. Seine Taschenuhr blieb zur selben Stunde, als er starb, stehen, und in der Nacht wurden alle seine geliebten, schönen Tauben vom Marder getötet. —

Nun Papa tot war, wollten wir erst recht, um Mama zu zerstreuen, bald hinunterziehen und taten dies trotz Cholera und trotz der sogenannten ungesunden Gegend schon nach wenigen Tagen. Es war auch die höchste Zeit, denn schon am 21. April, genau nach vierzehn Tagen, auch an einem Dienstagabend um  $\frac{1}{4}$  nach 8 Uhr, kam unsere zweite Tochter zur Welt. „Wenn das noch Papa erlebt hätte“ — so sagten wir bei diesem frohen Ereigniß und sagten es jahrelang nachher bei allem, was uns Gutes und Glückliches geschah!!





Meine Mutter überlebte den Gatten noch 22 Jahre (sie starb mit 86 Jahren) und hatte, umgeben von Kindern, Enkeln und einer Schar treuer Freunde, ein harmonisches, sorgenloses Alter, das sie mit Grazie und Würde trug. — Herzliche Teilnahme und wirkliches Interesse fühlte sie für alle ihr Nahestehenden und hatte offenes Herz für jeden, der bei ihr Rat und Hilfe suchte; denn das Alter legte einen veredelnden, versöhnenden Glanz auf ihr in jungen Jahren oft leidenschaftliches, herbes Wesen. Nun bildete ihre kleine Tafelrunde stets reizvollen Anziehungspunkt für alt und jung, darunter vor allem ihr sehr lieber Nefte F. A. Kaulbach, für den sie stets beinah mütterliche Liebe empfand und der ihr in treuer Anhänglichkeit seit frühen Kindertagen unendlich zugegan war. — So ward sie nicht müde, Besuche zu empfangen und mit klugen, guten Worten das Gespräch zu leiten und anderen zuzuhören. Denn die Kunst des Zuhörens war ihre eigentliche Stärke, und darin bestand ihre Macht über die Menschen. Jeder, der bei ihr saß, ihr sein Herz ausschüttete und in die klaren, großen Augen schaute, konnte mit der festen Überzeugung scheiden, daß die alte Frau nur für ihn und seine großen und kleinen Sorgen Sinn und Mitgefühl habe. Denn sie verstand es, dank ihrem guten Gedächtnis, auf längst vergangene Fragen und Zweifel aufs neue zurückzukommen, sich mit jugendlichem Feuer zu interessieren und sich in die Gedanken anderer einzuleben und mitzuraten. Ihre Riesennatur widerstand beinah allen Alterserscheinungen — so kam der Tod mit zarter Hand und löschte sachte und mild das Licht, das so vielen Trost und Freude, Erhebung und Liebe gespendet hatte.





Josephine Kaulbach  
von F. A. von Kaulbach

